

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

FEBRUAR 2019

**LONDON**



www.chanel.com CHANEL-Kundenservice \*Tel. 018001-24 26 35 (3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).



CHANEL



LORS O

PHOTO BY ALEX MAJOLI

**DOLCE & GABBANA**

SHOP ONLINE AT [DOLCEGABBANA.COM](http://DOLCEGABBANA.COM)

# GUCCI

#GucciGothic

gucci.com





Minotti BERLIN BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti MÜNCHEN BY EGETE MEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE  
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

SITZSYSTEM ALEXANDER | DESIGN RODOLFO DORDONI  
ENTDECKEN SIE MEHR BEI [MINOTTI.COM/ALEXANDER](http://MINOTTI.COM/ALEXANDER)

Minotti

PRADA

## LONDON BLEIBT

Ich weiß nicht warum, aber wenn ich mich an mein Jahr in London erinnere, dann muss ich immer an Chris Horrod denken. Wir waren keine richtigen Freunde, aber immerhin *mates* oder *pals* oder so. Chris Horrod und Tracy Chapman – ja, sie hieß so wie die Sängerin – waren mein Landlord und meine Landlady in meiner Zeit als Assistant Teacher in London. Die Adresse: Winchester Road 55, Feltham, in der Nähe des Flughafens Heathrow. Sie hatten ein semi-detached, also die vorstadtypische Doppelhaushälfte. Mein Zimmer war klein und ging nach hinten raus. Im Herbst und Winter dichtete ich das Fenster mit Handtüchern ab. Mein Jahr in England, man merkt es schon, war ein Lehrgang in pragmatischer Lebensart. Chris war Lehrer und Triathlet und hatte sogar schon am Ironman in Hawaii teilgenommen. Weil das Gehalt eines Sportlehrers nicht ausreichte für all die weiten Reisen, renovierte, tapezierte und strich er am Wochenende andere Häuser. Sein Fahrrad hatte er mitten im Wohnzimmer aufgebockt, sodass er auch bei schlechtem Wetter trainieren konnte. Wenn Tracy und ich Fernsehen schauten, surrte es dauernd im Hintergrund. Das kam mir alles wunderbar unkonventionell vor. Solche Lehrer hatte ich in Deutschland noch nie erlebt. Die Waschmaschine erklärte er mir in zehn Sekunden: Wäsche rein, Pulver rein, anstellen. Ein bisschen was von dieser prosaischen Art, unsentimental, illusionslos und handlungsorientiert, erkannte ich wieder, als ich jetzt für dieses Heft in London war. Was hilft's, über den Brexit zu klagen, meinten die Londoner, die ich sprach: Wir machen einfach weiter. Da wurden nicht die letzten Tage der Menschheit beschworen und nicht der Untergang des Abendlandes. Die Nachrichten von der Insel wirken immer so schrecklich aufgeregt, und natürlich hat diese politische Wahnsinnstat viele Folgen. Aber lesen Sie die Artikel unserer drei London-Korrespondenten, lesen Sie die Texte über Paul Smith, Alexa Chung, Caroline Issa oder Axel Scheffler: Die geschrumpfte Weltmacht wird auch diese Krise überstehen. So wie Chris Horrod mit allem fertig wurde. Als eines Abends in der Küche Flammen aus dem Toaster züngelten, nahm Chris den Toaster und warf ihn einfach aus der Tür in den Garten. Nach einer durchregneten Nacht holte er am nächsten Morgen den Toaster wieder herein, schloss ihn an und steckte Toasts hinein. Sie schmeckten wie immer. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:  
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:  
Holger Appel, Isabelle Braun, Jochen Buchsteiner,  
Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Dr. Rose-Maria Gropp,  
Aylin Güler, Alexa Hennig von Lange, Marcus Jauer,  
Stuart Pigott, Sebastian Reuter, Peter-Philipp Schmitt,  
Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steinle, Marcus Theurer,  
Gina Thomas, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:  
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direction:  
Peter Breul

E-Mail Redaktion:  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Preispiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:  
Ingo Müller

Produktionsleitung:  
Andreas Gierth

Layout:  
Verena Lindner, Anja Tischulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

Druck:  
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300  
90471 Nürnberg

A SHORT FILM STARRING SIDONIE ON PRADA.COM

# MICHAEL KORS

## COLLECTION

MICHAELKORS.COM

MICHAEL KORS  
COLLECTION

**AXEL SCHEFFLER** – hier in der District Line – hat der Anti-Brexit-Bewegung ein Gesicht gegeben, mit zwei schefflertypisch riesigen runden Augen, einem skeptisch gebogenen Schnabel und Sternen der Europaflagge auf der Brust. Der Anstecker mit der „Eu-le“ ist bei Europafreunden heiß begehrt. Und überhaupt engagiert sich der seit langem in London lebende Kinderbuch-illustrator („Grüffelo“) gegen den Brexit. (Seite 64)



**JOCHEN BUCHSTEINER** arbeitet seit mehr als sechs Jahren als Politischer Korrespondent dieser Zeitung in London. Er war dabei, als David Cameron 2013 das Referendum ankündigte, und verfolgt seither jede Irrung und Wirtung des Brexit (Seite 42). Im Herbst erschien sein Essay „Die Flucht der Briten aus der europäischen Utopie“. Bei der Buchvorstellung nannte ihn der deutsche Botschafter einen „deutschen Dissidenten-Intellektuellen“. Das passiert, wenn man über Briten nicht nur spottet, sondern versucht, sie auch zu verstehen.

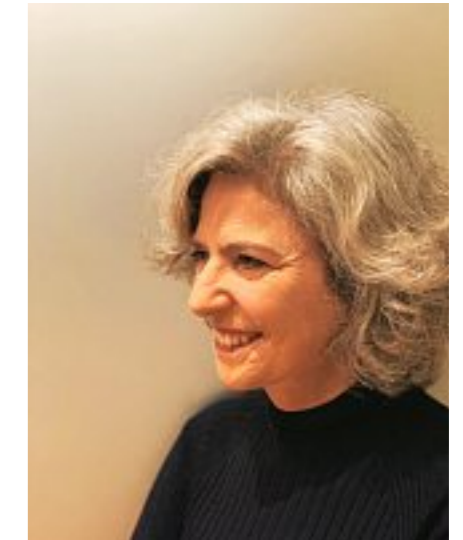


**MARCUS THEURER** ist seit 2009 Korrespondent für die Wirtschaftsredaktion dieser Zeitung in London. Die U-Bahn der Metropole hat ihn immer fasziniert, als Spiegelbild der Globalisierung. Häufig sitzen in einem Waggon Menschen von allen Kontinenten. Für uns beschreibt Theurer die Furcht der Londoner, dass mit dem Brexit ein goldenes Zeitalter für ihre Stadt zu Ende geht. (Seite 46)

FOTOS: HELMUT FRICKE (2), GENE GLOVER/ADVENTUR FOCUS, PRIVAT (2)

# MITARBEITER

**GINA THOMAS** ist als Kind durch die lustigen illustrierten Postkarten, die ihr die Großeltern aus dem walisischen Llandudno schickten, neugierig geworden auf die Eimer-und-Schaufel-Kultur an der britischen Küste. Die Motive der Karten suggerierten, britische Seebäder hätten mehr zu bieten als Meer, Zuckerstangen und Kasperletheater. Später hat sie als London-Korrespondentin des Feuilletons entdeckt, dass diese Orte ein Schlüssel sind, um das Inselvolk besser zu verstehen. Warum? Das beschreibt sie auf Seite 76.



**ALEXA HENNIG VON LANGE** und **MARCUS JAUER** leben, wenn sie nicht gerade unfreiwillig auf Europa-Tour sind (Seite 72), mit ihren fünf Kindern in Berlin. Hennig von Lange wurde mit ihrem Debütroman „Relax“ 1997 zu einer der erfolgreichsten Autorinnen ihrer Generation, 2002 bekam sie den Deutschen Jugendliteraturpreis. Gerade ist ihr neuer Roman „Kampfsterne“ bei DuMont erschienen. Jauer arbeitete früher im Feuilleton dieser Zeitung und schreibt heute als Autor für „Zeit“ und „Süddeutsche Zeitung“. In diesem Heft erzählen die beiden, wie sie mit ihren Kindern ihre persönliche Brexit-Krise bewältigt haben.



MAXMARA.COM



# MaxMara



**Stern-Zeichen:** Der Zeichner Axel Scheffler, der seit 1982 in England lebt, lässt seine Bilder für Europa sprechen. (Seite 64)



**Alles unter Kontrolle:** Die Stilikone Alexa Chung (Seite 48) hat ihr eigenes Modelabel gegründet.



**ZUM TITEL**

Olympia Campbell wurde am 8. Januar 2019 in London von Martin Zähringer fotografiert.

- 28 PAUL SMITH
- 45 MARTIN SONNEBORN
- 67 TRACEY EMIN
- 70 STUART PIGOTT
- 82 CAROLINE ISSA

**VITAL** Die Modemetropole London zieht viele junge Designer aus dem Ausland an. *Seite 50*

**EGAL** Nichts ist so dauerhaft wie ein gutes Klischee – zum Beispiel über die Briten. *Seite 68*

**ROYAL** Wenn die Königin zu Hause ist, wird in Windsor die Flagge gehisst. *Seite 74*

**ZENTRAL** Während der Fashion Week traf sich die Modewelt im Berliner Haus der F.A.Z. *Seite 79*

**GENIAL** Der Mini hat 60 bewegte Jahre hinter sich – und wird auch künftig die Kurve kriegen. *Seite 80*

**GLOBAL** Ein wenig bekanntes britisches Exportgut ist Parfum. Acht Düfte für die Welt. *Seite 81*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 9. März bei. **Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin

FOTOS: HELMUT FRICKE, HERSTELLER, ILLUSTRATIONEN: AXEL SCHEFFLER, SIMON SCHWARTZ



**Gefährlich angesagt:** Ins East End zieht es Kreative aus aller Welt. Die Mieten steigen, Geschäfte schließen, Alteingesessene ziehen weg. Zu Besuch in einem Viertel, das sich schneller wandelt als der Rest der Stadt. (Seite 60)



**Exit-Strategie:** Die Rückreise aus London führte Alexa Hennig von Lange und Marcus Jauer ungeplant durch halb Europa (Seite 72). Ihre Kinder hat es gefreut.





VERSACE.COM

# Vor dreißig Jahren

Die Sturmwolken brauten sich bereits zusammen, als Margaret Thatcher im Februar 1989 zu den deutsch-britischen Konsultationen nach Frankfurt reiste. Doch die Mienen der Gesellschaft, die sich am Abend zu einem Konzert in der Alten Oper einfand, geben nichts preis von den Spannungen zwischen der Premierministerin und dem Bundeskanzler, die im Laufe der folgenden Monate, zumal nach dem Mauerfall, immer intensiver werden sollten. Angesichts der wachsenden Missstimmung ist es verlockend zu vermuten, dass Helmut Kohl absichtlich Distanz hält zu seinem Gast, indem er, anders als protokollarisch üblich, ein paar Schritte hinter der Premierministerin zurückbleibt und seiner Frau den Vorrang lässt. Das erklärt sich jedoch vermutlich damit, dass Hannelore Kohl des Englischen mächtig war. Die mangelhaften Fremdsprachenkenntnisse ihres Mannes hingegen waren damals Anlass für viele Witze.

In ihren Erinnerungen hebt Margaret Thatcher hervor, dass ihr Verhältnis zu Kohl bis zum Streit über die deutsche Einheit vor allem durch unterschiedliche Sichtweisen in wirtschaftlichen und sozialen Fragen belastet gewesen sei. Bei den Frankfurter Gesprächen stritten sie sich allerdings über die Modernisierung der Kurzstreckenwaffen. Heute vergisst man leicht, dass die Aufmerksamkeit der europäischen Politik damals eher der Bedrohung durch den Ostblock galt als der europäischen Integration.

Was Thatcher einst für die europäische Sache eingenommen hatte, waren denn auch – neben der Sorge vor der Wiederkehr eines übermächtigen Deutschlands – vornehmlich strategische Gesichtspunkte und die Aussicht auf eine aktivere Verteidigungszusammenarbeit. Ihr außenpolitischer Sekretär Charles Powell (auf diesem Bild ganz hinten in der Mitte) berichtet, sie habe später geschaudert beim Anblick alter Aufnahmen aus dem Wahlkampf zur Volksbefragung 1975, in dem sie im Wollpullover mit den Fahnen der Mitgliedstaaten für den britischen Verbleib in der EWG geworben hatte. Ob das Schaudern auf ihre Entfremdung vom großen europäischen Projekt oder auf die Mode zurückzuführen war, stellt Powell anheim.

Er vergleicht die wechselhafte Einstellung Thatchers zu Europa mit den Werkphasen Picassos. So wie der Künstler verschiedene Stile durchlief, hätten sich ihre Ansichten in Bezug auf die politischen Ereignisse entwickelt. Auch wenn ihre Abneigung gegen die Verfechter der Integration zunahm und unmittelbar vor ihrem Sturz im November 1990



im emphatischen „Nein, Nein, Nein“ gipfelte, mit dem sie die fortschreitende Zentralisierung und Bürokratisierung ablehnte: Powell ist überzeugt, dass Thatcher den Austritt aus der EU nicht befürwortet, sondern die britischen Interessen gegen Übergriffe in die Souveränität einzelner Länder von innen verteidigt hätte. Mit dieser Auffassung hat der treue Diener den Zorn der Brexit-Anhänger auf sich gezogen, die Margaret Thatcher postum für ihre Sache vereinnahmten – so wie sie auch behaupten, Winston Churchill wäre einer der ihren gewesen.

Weniger als ein halbes Jahr vor dem Frankfurter Treffen hatte die Premierministerin in Brügge ihre Einwände gegen den Prozess der Integration und das vom Kommissionspräsidenten Jacques Delors vorangetriebene Sozialmodell formuliert. Für die Brexit-Befürworter ist diese Rede eine Art Grundmanifest. Dabei hoffte Thatcher, mit ihrer Vision des künftigen Europas Brüssel zur Reform zu bewegen. Sie versicherte, dass Britannien nicht von einem „gemütlichen isolierten Dasein am Rande der Europäischen Gemeinschaft“ träume: „Unser Schicksal liegt in Europa, als Teil der Gemeinschaft.“ Doch sei diese Gemeinschaft weder ein Selbstzweck noch ein institutionelles Mittel, das ständig modifiziert werden könne, nach dem Diktat einer abstrakten Theorie. In Brüssel stieß sie damit auf taube Ohren. So beschloss die Mehrzahl der Briten schließlich, das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Gina Thomas

Aus der F.A.Z. vom 21. Februar 1989: Margaret Thatcher (vorne links) und Hannelore Kohl schreiten zu einem Konzert in der Alten Oper. Bundeskanzler Helmut Kohl vergnügt sich in der zweiten Reihe.

Foto Lutz Kleinhans

# PRÊT-À-PARLER



## VIEL LOS AUF DEM BRITISCHEN ABSATZMARKT

In Italien konnte man noch nie einfach so Schuhe entwerfen. Wer sich diesem komplizierten Handwerk mit den schwierigen Passformen widmen wollte, brauchte ein Diplom. Bis heute werden die besten Schuhe der Welt in den Marken gefertigt, der Region in Mittelitalien. Es ist ein entscheidender Vorsprung im Vergleich zum Rest von Europa, von Asien ganz zu schweigen.

Auch viele Schuhe auf dieser Seite tragen das Label „Made in Italy“. Ob sie wirklich von der Schleife bis zur Sohle dort gefertigt wurden, sei dahingestellt. Entworfen wurden sie in London, und auch das wird allmählich zum Qualitätsmerkmal. Nirgendwo sonst gehen Designer krea-

tiver mit einem Paar Schuhe um. Die Modelle von Malone Souliers (1) mit den schmalen Riemen über dem Spann als Markenzeichen, erhältlich bei Matchesfashion, und Maxine Shoes (4) mit den lustigen Prints sind gute Beispiele.

Auch für diese Fähigkeiten gibt es, dem universitären System in Großbritannien, das stark auf Spezialisierung setzt, sei Dank, Fächer mit Abschlüssen, die so speziell sind wie ein Jodel-Diplom. Am Cordwainers kann man seit 1887 das Schuhhandwerk erlernen. Mittlerweile gehört die Schule zum London College of Fashion, und nach dem Studium hat man den Master in „Footwear“. So ein Studiengang ist nicht die schlechteste Vorbereitung. Das

zeigt die Liste an Absolventen. Zu ihnen gehören Charlotte Olympia, deren Modell (2) bei Mytheresa erhältlich ist, Sophia Webster (5, ebenfalls über Matchesfashion) und Rupert Sanderson (3). Und muss man mehr sagen als Jimmy Choo (6)? Die Marke ist eine Instanz im Olymp der Schuhmacher und dabei total britisch, obwohl Jimmy Choo selbst aus Malaysia stammt.

Solche Absatz-Modelle finden auch auf dem Heimatmarkt reißenden Absatz. Kein Wunder: In wohl keinem anderen Land der Welt gibt es so viele Kundinnen, die so gerne Miniröcke tragen. Und dafür sind High Heels meistens von Vorteil. (jwi.) Foto Helmut Fricke

## NATURSCHÜTZERIN DER NATION

Biologie hat sie nie studiert, und dennoch wurde sie dank ihrer Leidenschaft für Naturkunde zur bekanntesten Botanikerin und Pflanzenschützerin der Nation. Hannelore Schmidt, die jeder nur „Loki“ nannte, liebte die Natur. Und sie führte ein eigensinniges Leben an der Seite des fünften Bundeskanzlers dieser Republik. Trotz aller protokollarischen Aufgaben, die das Amt ihres Manns Helmut Schmidt zwischen 1974 und 1982 mit sich brachte, gründete sie vor 40 Jahren eine Stiftung zum Schutz gefährdeter Pflanzen: die Loki-Schmidt-Stiftung. Es war ihr Lebenswerk, das bis heute nachwirkt.

Die Liebe zur Natur brachte Loki Schmidt, die am 3. März 100 Jahre alt geworden wäre, in ihrem letzten Lebensjahr auch mit Lothar Frenz zusammen, dem Hamburger Biologen, Journalisten, Filmemacher und Buchautor („Lonesome George oder Das Verschwinden der Arten“). Die beiden arbeiteten an einem „Naturbuch für Neugierige“,



1980 in Darmstadt: Loki Schmidt besucht den Botanischen Garten.

das ein Jahr nach Loki Schmidts Tod, im Herbst 2011, erschienen ist. Schnell habe sich zwischen ihnen ein vertrautes Verhältnis eingestellt, erzählt der Autor. „Wissen Sie, Herr Frenz, alle sehen in mir nur die Gattin eines früheren Bundeskanzlers. Das war ich auch – aber vorher und nachher war ich viel mehr.“ Daraus spricht das hanseatische Selbstbewusstsein einer Frau, die sich stets zusammen mit ihrem Mann und fast auf Augenhöhe eine Zigarette anzündete. Als „armer Leute Kind“, ihr Vater war Elektriker auf einer Werft, hatte sie durchaus Unverständnis gegenüber Leuten, die ihre Chancen nicht sahen. Sie nutzte ihre, wurde trotz aller Widrigkeiten im Krieg Lehrerin und unterrichtete danach mehr als 30 Jahre lang.

Acht Jahre nach Loki Schmidts Tod hat Lothar Frenz nun ein sehr persönliches Porträt geschrieben: „Ein Jahr mit Loki“ gibt Auskunft über eine beeindruckende Frau – und über ein ganzes Leben. (pps.)

Das Buch „Ein Jahr mit Loki“ (Rowohlt Berlin, 20 Euro) von Lothar Frenz erscheint in diesen Tagen.

FOTODIETERSCHIRG



Düsseldorf  
Frankfurt  
Hamburg  
München  
Vienna  
London  
Milan  
Paris  
Cannes  
Monaco

www.akris.com

A-K-R-I-S-



## SNEAK AROUND (4) NIKE AIR JORDAN XI CONCORD

Es war ein Sonntagabend im Mai 1995, als Michael Jordan mit den Chicago Bulls auf dem Basketball-Court stand und gegen die erfolgreichste Mannschaft der Saison antreten musste, Orlando Magic. Für MJ war es die Rückkehr aus dem Ruhestand, die er mit etwas ganz Neuem an den Füßen zelebrierte: Der Nike Air Jordan XI Concord begleitete ihn auf dem Platz und beeinflusste die Welt der Basketballschuhe maßgeblich – bis heute.

Designer Tinker Hatfield befriedigte mit den Schuhen MJs Wunsch nach einem glänzenden Basketball-Sneaker. Das Lackleder sollte ihm helfen, den Vorfuß bei schnellen Stopps und Schritten zu halten. Und er wollte einen Basketballschuh, den er zum Smoking tragen konnte. Wegen seiner dezenten violetten Akzente auf der Sohle wurde er als „Concord“ bezeichnet. Jeder Fan wollte fortan den Air Jordan XI Concord haben. So wurde er kurzerhand auch ein Hit abseits des Platzes – auf Preisverleihungen, im Club oder auf Hochzeiten.

1996 feierte der NBA-Star mit „Space Jam“ sein Filmdebüt. Als der Animationsfilm erschien, waren bereits drei Farbvarianten (Colorways) des Air Jordan XI im Handel. Auch eine Variante, die auf dem Film basierte, wurde den Fans versprochen. Der „Space Jam“ kam aber erst vier Jahre später heraus, im Dezember 2000.

Zum ersten Mal nach mehr als einem Jahrzehnt wurde der Concord 2011 wieder aufgelegt. Er war innerhalb von Sekunden ausverkauft und wurde zum „It-Schuh“ des Jahres. Um ihn zu bekommen, übernachteten Sammler und Fans tagelang vor Nike-Läden – im Sneaker-Jargon wird das übrigens „campout“ genannt. Zu dem Zeitpunkt war der Concord der einzige „GR“-Schuh (also General-Release-Schuh, der in großen Mengen produziert wird), für den überhaupt gecamppt wurde. 20 Jahre nach Erscheinen des Films „Space Jam“ kam der Sneaker 2016 wieder in den Handel und schaffte den erfolgreichsten Release in der Geschichte von Nike.

Der Air Jordan XI braucht kein aggressives Marketing. Michael Jordans mythische Leistung und die Eleganz des



Schuhs sorgen schon für den Erfolg: Er gilt als der schönste Basketball-Sneaker, der je entwickelt wurde.

Der Öffentlichkeit wird er aber eher sparsam angeboten. Die Produktion hat zwar zugenommen, aber der Dezember-Release ist weiterhin eine der am meisten erwarteten Veröffentlichungen für Jordan-Fans. 2018 wurde die Tradition fortgesetzt: Zum 23. Jahrestag der Markteinführung kam das Original in Lackleder-Verarbeitung in die Geschäfte, mit Nike-Air-Details auf der Innensohle und der #45 an der Ferse – wie beim Debüt 1995.

Ich bin kein großer Basketball-Fan, aber mit diesem Schuh bin ich aufgewachsen. Ich sah „Space Jam“ im Kino, grüßte R. Kellys Soundtrack „I Believe I Can Fly“ mit, war von Michael „His Airness“ Jordan begeistert, und ich wollte unbedingt diesen Schuh, der MJ fliegen ließ. So hat jeder Jordan-Fan seine eigene Geschichte, die er erzählen kann. Deswegen ist der Air Jordan XI legendär, über Generationen hinweg. *Aylin Güler*



An ihrem 21. Geburtstag: Prinzessin Margaret in einem Dior-Kleid, zu sehen in der Ausstellung im Victoria & Albert Museum.

## DIE OPERATION KNIEFALL KEHRT ZURÜCK

Nicht einmal die Models durften wissen, wer im Publikum saß. Es war das Jahr 1950. Etwas mehr als drei Jahre zuvor hatte Christian Dior in Paris ein Couture-Haus gegründet. Die Expansion war ihm schon in diesen frühen Tagen wichtig. Im Londoner Savoy-Hotel organisierte er eine Modenschau für die bessere Gesellschaft der Stadt. Aber damit war es nicht getan. Den gebuchten Models, die man nach der Schau zusammen im selben Hotel untergebracht hatte, wurde gesagt, sie könnten am nächsten Morgen ausschlafen. „Um acht Uhr wurden sie dann aber von den Dior-Mitarbeitern geweckt, es gebe doch noch einen Termin, einen streng geheimen“, sagt Oriole Cullen, die im Victoria & Albert Museum in London als Kuratorin tätig ist.

Erst dann erfuhren die Models, wohin es ging: in die französische Botschaft, zu einer Modenschau für die damalige Queen, also die spätere Queen Mum, Princess Margaret, Princess Marina, die Herzogin von Kent, und ihre Schwester Prinzessin Olga von Griechenland und Dänemark. „Sie wollten es unbedingt sehen, alles redete damals über Dior“, sagt Oriole Cullen. Besonders Prinzessin Margaret wird angetan gewesen sein. 1951, an ihrem 21. Geburtstag, trug sie eine Robe von Dior. „Die Schau war so geheim, dass sie sogar einen Codenamen hatte: Operation Révérence.“ Operation Kniefall.

Fast sieben Jahrzehnte später erlebt die Operation Kniefall im V&A in London ein Comeback. In der Ausstellung ist auch das Bild zu sehen, das Cecil Beaton von ihr anlässlich ihres 21. Geburtstags aufnahm. Die große Ausstellung aus dem Musée des Arts décoratifs in Paris von vor zwei Jahren wird jetzt in London gezeigt, und zwar erweitert.

Ein Teil der Ausstellung widmet sich nämlich Dior in Großbritannien. Auch nach der ersten Operation Kniefall hat das französische Modehaus hier seine Spuren hinterlassen. Das liegt unter anderem daran, dass Christian Dior dem Land freundschaftlich verbunden war: „Neben meinem Land gibt es kein anderes, dessen Lebensstil ich so schätze“, sagte er einmal. „Ich mag die englischen Traditionen, die englische Höflichkeit, die englische Architektur. Ich mag sogar die englische Küche.“

Dior mochte Großbritannien aber wohl auch deswegen, weil er dort Geschäfte witterte. „Schon 1952 eröffnete er in New York und London Büros“, sagt Oriole Cullen. „Unermüdlich war er damit beschäftigt, neue Märkte zu erobern, zum Beispiel in Japan, Australien und Venezuela.“

Aber das Londoner Geschäft ist besonders interessant.“ An der Maddox Street in Soho wurden nämlich eigens Stücke für die Britinnen gefertigt, keine Couture, sondern erste Modelle von der Stange. Dabei bestand die Herausforderung darin, nicht das gleiche Kleid an Frauen im selben gesellschaftlichen Umfeld zu verkaufen. Ist trotzdem hin und wieder passiert. „Drei Frauen trugen mal das gleiche Kleid“, sagt Cullen. „Und eine hatte pikanterweise dafür viel mehr bezahlt als die anderen beiden.“

Im Jahr 1960 begann das V&A, Christian-Dior-Entwürfe anzukaufen. Jetzt kommen sie endlich mal aus den Archiven. Es ist die größte Mode-Ausstellung seit Alexander McQueen in diesem Haus, das wie kaum ein anderes großes Museum der Welt auf Modeausstellungen spezialisiert ist. „Wir können uns glücklich schätzen, dass wir kein Kunstmuseum sind“, sagt Oriole Cullen. „So müssen wir uns nicht die Frage stellen: Ist Mode Kunst? Wir zeigen diese Ausstellung stattdessen im Rahmen unserer Design-Kompetenz.“

Christian Dior, der schon 1957 starb, als sein Unternehmen gerade einmal elf Jahre alt war, konnte seine Londoner Mission nicht mehr erfüllen. Aber einem seiner Nachfolger im Hause Dior hat die Stadt seine Karriere erst ermöglicht. In den fünfziger Jahren hatte Marc Bohan in London gearbeitet, als dort schon die Jugendbewegung aufkam. Für ihn war das die beste Vorbereitung. Als der Designer 1961 in Paris als Kreativdirektor von Dior begann, war er schon lange im Zeitalter der sechziger Jahre angekommen. *(jwi.)*



Christian Dior: Designer of Dreams, unterstützt von Swarovski. Seit dem 2. Februar und noch bis zum 14. Juli im Victoria & Albert Museum in London.

# PRÊT-À-PARLER

HERMÈS  
PARIS



EIN NEUES TERRE AM HORIZONT

TERRE  
D'HERMÈS  
EAU INTENSE  
VÉTIVER

NEU  
TERRE D'HERMÈS EAU INTENSE VÉTIVER



So sieht sie heute aus: Laura Dekker ist 23 Jahre alt und hat wieder weltumspannende Pläne.

## NOCH IMMER UNERSCHROCKEN

Laura Dekker weiß, was sie will. Ein normales Leben gehört nicht dazu. Das hat sich in den vergangenen zehn Jahren nicht geändert. „Ich war immer schon ein Mensch, der seine Ziele lieber jetzt als gleich verwirklichen will“, sagt die 23 Jahre alte Niederländerin. „Und jetzt ist es an der Zeit, weiterzugeben, wie man sich Selbstvertrauen erarbeiten kann und welche Chancen sich dabei auf tun.“

Es gibt viele Jugendliche, die Pläne für große Abenteuer schmieden – aber es gibt nur wenige, die sich ihre Träume schon in so jungen Jahren so beharrlich erfüllen. Zehn Jahre ist es her, dass die Welt erstmals den Namen Laura Dekker hörte. Damals, mit 13 Jahren, plante sie eines der gefährlichsten Abenteuer, die es heute noch zu bestehen gibt: mit einem Segelboot allein die Erde zu umrunden.

Unterstützt von ihrem Vater, wollte Dekker 2009 von den Niederlanden aus mit einer geliehenen Yacht in See stechen. Ein Sorgerechtsstreit der geschiedenen Eltern, mehrere Gerichtsentscheide und ein riesiger Medienhype verzögerten die Weltumsegelung. Schließlich legte sie von Gibraltar aus mit ihrem elfeinhalb Meter langen Boot „Guppy“ los – und ging am 21. Januar 2012 nach dem alleinigen Durchqueren von Atlantik und Pazifik auf der Karibikinsel St. Maarten endgültig wieder an Land. Seither darf sie sich jüngste Einhand-Weltumseglerin nennen.

„Viele Leute denken immer noch, ich sei damals einfach ohne Plan lossegelt – was natürlich Quatsch ist. Ich habe mich lange darauf vorbereitet, und genauso plane ich auch jetzt die Dinge“, sagt die Niederländerin, die wegen ihrer Mutter und ihres Geburtsorts auch die deutsche und die neuseeländische Staatsangehörigkeit besitzt.

Aus dem Mädchen ist eine junge Frau geworden, die schon seit vier Jahren verheiratet ist. Ihr Geld hat sie bisher mit einem Buch und mit Vorträgen zum Überleben auf den Ozeanen verdient. Doch nun tourt Dekker durch Europa und die Welt und sucht mithilfe der Laura Dekker World



Im Mai 2009: Laura Dekker sitzt in Wijk bij Duurstede in den Niederlanden auf ihrer „Guppy“.

# PRÊT-À-PARLER

Sailing Foundation Sponsoren für ihr neues Projekt. In spätestens drei Jahren will Dekker mit einem neuen Boot abermals die Weltmeere durchqueren, mit Jugendlichen an Bord. „Ich will ihnen nicht beibringen, wie man segelt, sondern wie man ein Abenteuer erlebt. Gemeinsam wollen wir lernen, worauf es im Leben ankommt.“

Ähnlich wie sie damals sollen die Schüler über das Internet weiter Unterricht erhalten und in der übrigen Zeit sich selbst kennenlernen. „Es geht mir um Teamwork, Respekt, Selbstvertrauen, Konfliktfähigkeit und um ein Bewusstsein für die Folgen von Umweltverschmutzung und Klimawandel.“ In der Schule könne wochenlang über die Gefahren für den Planeten gesprochen werden, aber nichts beeinflusse einen jungen Menschen mehr, als auf Ozeanen „plötzlich von riesigen Plastikbergen umringt zu sein“.

Zwei Millionen Euro benötigt Dekker allein, um die Yacht bauen zu lassen. 24 Meter lang soll „Guppy XL“ werden und bis zu zwölf Jugendliche im Alter von 13 bis 17 Jahren beherbergen können. Gesegelt werden soll von den Niederlanden aus über Großbritannien und Norwegen bis hinunter nach Portugal oder von Lissabon aus über die Azoren und die Kapverdischen Inseln bis in die Karibik und zurück. „Meine Reise hat mich noch hungrier gemacht, die Welt kennenzulernen. Ich bin einfach nicht für ein normales Leben gemacht.“ Mit den Zwischenstopps sollen die Touren bis zu einem halben Jahr dauern, die Teilnehmer können aber selbst entscheiden, wie lange sie an Bord bleiben wollen. „Eltern wollen ihre Kinder in jeder Lebenslage und am liebsten für immer beschützen. Aber jeder Mensch muss irgendwann sein eigenes Leben leben. Und wer bis dahin noch keine eigenen Erfahrungen gemacht hat, ist aufgeschmissen“, sagt Dekker. Eltern sollten ihre Kinder Außergewöhnliches erleben lassen. „Jeder muss lernen, sich zu trauen und auch mal zu scheitern.“

Einen Rückschlag musste Laura Dekker im vergangenen Sommer einstecken. Ihre Yacht „Guppy“ lief in der Karibik auf ein Riff auf und wurde so schwer beschädigt, dass sie nicht mehr repariert werden konnte. Schuld an dem Unfall war eine Agentur, an die sie ihr Boot vermietet hatte, und die sie noch immer nicht für ihren Verlust entschädigt hat. „Es ist hart, sein Boot zu verlieren. Aber es ist viel härter zu erkennen, dass man den falschen Menschen vertraut hat. Ich hasse es, nichts mehr dagegen tun zu können und das alles hinter mir lassen zu müssen.“

Jetzt will sie sich auf ihre Arbeit mit Jugendlichen konzentrieren. Würde sie denn, wenn es so weit wäre, ihrem eigenen Kind einen großen Segeltörn um die Welt erlauben? „Das kann ich jetzt noch nicht sagen.“ Aber wenn es so weit sei, wolle sie unbedingt gemeinsame Abenteuer erleben. „Und wenn es dann wirklich selbst um die Welt segeln will, werde ich nicht im Weg stehen.“ *Sebastian Reuter*

## FÜNF DINGE, DIE IM FITNESSSTUDIO NERVEN

**1. Kräftemessen in der Sauna.** In einem Fitnessstudio in Delmenhorst gab es Mitte Januar zwei Verletzte: Sie erlitten laut einer Polizeimeldung schwere Verbrennungen, als sich ihre selbst hergestellte Aufgussmischung auf dem Saunafen entzündete. Wer sich fragt, wie man auf so eine Idee kommen kann, war noch nie in der Sauna eines Billig-Fitnessstudios. Es ist völlig normal, dass das Kräftemessen, das vorher an der Hantelbank ausgetragen wird, dort weitergeht. Das läuft etwa so ab: „Jungs, ich mach' Aufguss, okay? Ich hab' ne gute Minz-Mischung dabei.“ „Klar, Bruder.“ Eine Minute lang steht der muskelbepackte Saunagast mit hochrotem Kopf im Qualm und schüttet die „gute Minz-Mischung“ auf die heißen Steine. Danach kann man die Augen nicht mehr öffnen, so brennt die Luft. Das Atmen fällt immer schwerer. „Sorry Jungs, das war vielleicht bisschen viel“, sagt der Aufgießer und fängt an zu husten. Die Tür zur frischen Luft öffnet niemand, ein anderes Muskelpaket sagt stattdessen mit zugekniffenen Augen: „Alles gut, Bruder, so mag ich es.“ Dann fängt auch er an zu husten.

**2. Der Smalltalk.** Die Gespräche im Studio sind so stumpf, dass selbst das Heben der immergleichen Gewichte eine aufregende Alternative ist. Los geht es in der Regel so: „Was trainierst du heute?“ Das fragen gerne Leute, bei denen die Frage tatsächlich Sinn hat, weil sie jeden Tag im Fitnessstudio sind – und nicht wie jeder normale Mensch fast nie. Beliebt ist bei Fitness-Fetischisten der Scherz: „Ich trainiere heute Bauch, Beine, Po.“ Jaja, haha, klasse Witz, weil Männer nur Arme trainieren, verstehe. Völliges Unverständnis löst man in solchen Gesprächen mit der Äußerung aus, dass man jetzt auch Sport im Verein macht. „Bist du auf Brautschau oder was, Bruder?“ Nein, Bruder, ich will nur so selten wie möglich Gespräche wie diese führen.

**3. Die Rechtschreibfehler.** Zum Fitnessstudio gehören – wie zu einer WG, in der sich die Bewohner nicht verstehen, oder zu einer Büroküche – die Zettel an der Wand: „Bitte räumt die Gewichte weg, eure Mama ist nicht da!“, „Fenster nicht öffnen, Lebensgefahr!“, „Sauna wegen Stichelampe nach Aufguss defekt“ (Okay, der letzte war ausgedacht). Es stimmt, wir machen leider auch hin und wieder Rechtschreibfehler, vielleicht finden Sie gar hier einen. Aber in vielen Fitnessstudios gibt es nicht einen einzigen Zettel an der Wand ohne Rechtschreibfehler. Dabei geht es um recht kurze, simple Botschaften: „Das betreten der Trainingsfläche ist nur in sauberen Hallensportschuhen erlaubt!“

**4. Soccer Moms.** Wie der Name schon sagt, stehen Soccer Moms am Wochenende normalerweise auf Fußballplätzen, um ihre lustlosen Kinder anzufeuern und anderen Müttern (oder Vätern) zu erzählen, wie toll das alles klappt mit der Karriere, den sieben Kindern – und dem eigenen Sportprogramm. Das besteht vor allem aus Kursen im Fitnessstudio, die „Fatburner“, „Deepwork“, „Step“ oder „Bauch, Beine, Po“ heißen. Die Soccer Moms stehen dort in teurer Funktionskleidung in der ersten Reihe und imitieren selbst die absurdesten Übungen, die der Trainer vorturnt. Sie sind die Einzigen, die selbst kryptischste Kommandos des Trainers trotz der ohrenbetäubend lauten Musik verstehen. Bevor der Trainer die Wörter „Single step side on“ (oder etwas in der Art) nur denkt, haben die Soccer Moms die Schrittfolge schon so sauber umgesetzt, dass sie damit einen Preis gewinnen könnten – wenn sich dafür irgendwer interessierte.

**5. Die Menschenmassen.** Alle genannten Punkte treten verstärkt am Anfang des Jahres auf. Gute Neujahrsvorsätze treiben unzählige Neumitglieder in die Studios. Oft ist kein freies Schließfach zu finden, an den Wänden wird auf Zetteln darauf hingewiesen, dass die Spinde nicht abgeschlossen werden dürfen, um sie für den nächsten Tag zu reservieren: „Wir öffnen alle Spinde abends!“ *Sebastian Eder*

Auf [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) erscheinen nun im wöchentlichen Wechsel immer mittwochs die Kolumnen „Ich, Du, Er, Sie, Es.“ (über Beziehungen), „Fünf Dinge...“ (über Nerviges) und „Der Moment“ (über entscheidende Augenblicke).

FOTOS: AP/PRIVAT

# AIGNER





# BOSS



## DIE POWER DER SPICE GIRLS VERGEHT NICHT

Ende vergangenen Jahres, als der geplante Brexit den Briten auf die Stimmung schlug, kam diese Ankündigung gerade recht: Die Spice Girls gehen wieder auf Tour! Immerhin vier der fünf Mitglieder sollen auf der Bühne stehen. Also alle außer Victoria Beckham, die es als einzige geschafft hat, ein Leben nach den Spice Girls zu führen und trotzdem ein Star zu bleiben. Als der Kartenverkauf für die Konzerte begann, brachen die Websites der Ticketshops mehrmals zusammen, so groß war der Ansturm.

Die Begeisterung zeigt, dass die Spice Girls noch immer ein Phänomen sind. Zu ihren Fans gehören Frauen, die heute selbst große Stimmen im Musikgeschäft sind: Katy Perry zum Beispiel oder Adele, die bei einer zufälligen Begegnung mit Melanie Chisholm, besser bekannt als Mel C, sogar Tränen der Freude vergossen haben soll.

Was diese Frauen schon in den Neunzigern als Sängerrinnen erfolgreich machte, ist auch jetzt wieder gefragt. Zwei Dinge zeichnen die erfolgreichste Girl-Band der Popgeschichte aus (85 Millionen verkaufte Alben). Da war zum einen die Sache mit dem Union Jack: Während der Brit Awards im Februar 1997 trug Geri Halliwell ein Minikleid mit dem Motiv der Flagge des Vereinigten Königreichs. Jahre nach dem Auftritt erzählte sie in einer Fernsehshow, dass sie ursprünglich in einem schwarzen Gucci-Kleid auftreten sollte. „Boring“, dachte sie, und dann kam ihr die Idee: Halliwell bat ihre Schwester, ein großes Geschirrhandtuch mit der Flagge vorne auf das Kleid zu nähen. Sie trug die knappe Eigenkomposition mit roten Lack-Plateaustiefeln, während sie den Hit „Who Do You Think You Are“ sang, und schuf damit einen Moment der Popgeschichte. Als der britische „Daily Telegraph“ 2010 seine Leser fragte, welches das wichtigste Kleid der vergangenen 50 Jahre gewesen sei, landete Halliwells „Union Jack dress“ auf Platz eins – vor Marilyn Monroes weißem Kleid, das ihr über dem U-Bahn-Schacht um die Schenkel wehte.

Das Flaggenkleid passte zum „Cool Britannia“ Mitte der neunziger Jahre. London war modisch und musikalisch wieder international gefragt, die Wirtschaft brummte, und junge Briten schauten optimistisch auf Tony Blair, der damals als cooler Politiker galt, 1997 mit der Labour-Partei die Wahl gewann und Premierminister wurde. Die Spice Girls stehen bei ihren Fans für diese optimistischen Zeiten, als Flaggen-Patriotismus noch nicht an einen Brexit denken ließ.

Mit zwei weiteren Schlagwörtern werden die Spice Girls in Verbindung gebracht: Girl Power und Female Empowerment. Damit forderten Geri Halliwell (heute Horner), Victoria Adams (heute Beckham), Emma Bunton, Melanie

Brown und Melanie Chisholm die Gleichberechtigung der Geschlechter. Nur taten sie das auf eine Art, wie das ausschließlich im Pop möglich ist: laut, bunt, glitzernd.

Die Slogans hatten sie nicht selbst erfunden, sondern von der Riot-Grrrl-Bewegung übernommen. Sie war zu Beginn der neunziger Jahre in Olympia im amerikanischen Bundesstaat Washington entstanden und wurde vor allem von der feministischen Punkband Bikini Kill geprägt, die von der männlich dominierten Musikszene genug hatte. Auf einem Flyer von Anfang der neunziger Jahre definierte die Band den Begriff Girl Power: Er sollte für Frauen in Musik und Medien stehen, die mit ihren Liedern und Magazinen andere Frauen ansprechen, auf dass nicht immer „auf jede Boy Band eine Boy Band, auf jedes Boy Zine ein Boy Zine, auf jede Boy Punk Band eine Boy Punk Band“ folgte. Zudem richtete sich der Slogan gegen Sexismus und sexuelle Gewalt, mit denen Musikerinnen und ihre Fans häufig zu kämpfen hatten.

Als die Spice Girls den Slogan übernahmen, hatte er zwar seinen punkigen Stachel verloren, der Pop-Anstrich half aber, die Botschaft zu verbreiten. Dass die fünf Frauen es ernst meinten mit der Gleichberechtigung, sieht man schon an der Aufteilung ihrer Rollen in der Band. Es gab nicht eine Anführerin, hinter der die anderen als Background-Sängerinnen verschwanden. Jede brachte sich ein, bekam ihre Textzeilen, wurde in den Songcredits gewürdigt. Selbst die unterschiedlichen Stilvorlieben flochten sie in den Liedern zusammen, sodass sich auch mal Hip-Hop- und Rap-Zeilen mit spanischen Anteilen abwechselten.

Der feministische Überbau aus der Girl-Power-Botschaft spiegelte sich aber nicht zuletzt in den Liedtexten. Es ging darin um Themen wie Safer Sex („Be a little bit wiser baby, put it on, put it on“ in „2 Become 1“) und sexuelle Selbstbestimmung („What part of no don't you understand“ in „Too Much“). Dass solche Texte nach wie vor aktuell sind, zeigt nicht erst die #MeToo-Bewegung. Die Frauen, die mit Girl Power aufwuchsen, sind jetzt erwachsen. Ob sie die Texte noch kennen, wird sich im Sommer bei den Konzerten zeigen. *Maria Wiesner*



FOTOS: DPA, BESTIMAGE

Damals: Die Spice Girls 1997 bei den Brit Awards. Von links nach rechts: Melanie Chisholm (Mel C oder Sporty Spice), Emma Bunton (Baby Spice), Melanie Brown (Mel B oder Scary Spice), Geri Halliwell (Ginger Spice) und Victoria Adams (Posh Spice).

Heute: Eine fehlt, aber die anderen vier sind gut drauf. Von links nach rechts: Geri Horner (früher Halliwell), Melanie Brown, Emma Bunton und Melanie Chisholm. Victoria Adams heißt heute Beckham und ist nicht dabei.



# BOSS

## IN 100 JAHREN VON ITALIEN ÜBER LONDON UM DIE WELT

In der Nähe von London lag einst ein Zentrum der europäischen Möbelindustrie. In High Wycombe in Buckinghamshire wurden vor allem Stühle hergestellt, zeitweise mehr als irgendwo sonst auf der Welt. Einer von ihnen ist besonders bekannt geworden: der Windsor-Stuhl. Schon seit dem frühen 17. Jahrhundert wurde er in den Chiltern Hills und in High Wycombe produziert und von dort über das Städtchen Windsor die Themse hinunter nach London und weiter in die ganze Welt verschifft.

Für den Windsor-Stuhl wird wenig Holz benötigt, großes handwerkliches Geschick ist ebenfalls nicht vonnöten, um ihn in seiner einfachsten Form zusammen und auch schnell wieder auseinanderzubauen: Er hat vier Beine, die in Löchern in der Sitzfläche stecken, und eine Rückenlehne, die ebenfalls meist nur aus gedrehten Stäben gefertigt ist. Einer der erfolgreichsten Hersteller des Windsor-Stuhls in High Wycombe war Ercol.

Die Geschichte dieses Unternehmens beginnt weit entfernt von High Wycombe – im kleinen italienischen Ort Sant' Angelo in Vado bei Urbino. Dort machte sich 1898 der damals zehnjährige Lucian Randolfo Ercolani mit seinen Eltern und seinen Brüdern Mimo, William und Victor auf den Weg, um in London sein Glück zu versuchen. Den Ercolanis half die Heilsarmee beim Neuanfang. „Der Vater meines Urgroßvaters hatte zuvor Bilderrahmen für die Uffizien in Florenz gefertigt“, erzählt Henry Tadros, der die vierte Generation im Hause Ercol repräsentiert.

In London arbeitete Abdon Ercolani als Schreiner für die Heilsarmee. Dem Handwerk des Vaters folgte schon bald der älteste Sohn. Lucian Ercolani ließ sich am Shore-ditch-Institut in London ausbilden, lernte zu zeichnen und Möbel zu entwerfen. Nach der Ausbildung ging er mit Anfang 20 zum damals bekanntesten Möbelhersteller des Landes, Frederick Parker, nach High Wycombe. Dort gründete Henry Tadros' Urgroßvater 1920 sein eigenes Unternehmen, das erst Furniture Industries hieß, später nach dem Familiennamen einfach Ercol. Lucian Ercolani und seine Frau Eva bekamen zwei Söhne, Lucian Junior, genannt Lucian B, und Barry, sowie eine Tochter, Roma. Sie ist Henry Tadros' Großmutter.

Ercol stellte zunächst fast ausschließlich Stühle her. Der kleine Betrieb wuchs schnell, doch bald schon kam der Krieg. Die Insellage erschwerte die Produktion, Holz und Werkzeuge waren Mangelware. Die wenigsten Briten dachten im Krieg daran, neue Möbel zu kaufen. Ercol bekam Aufträge vom Militär, stellte zum Beispiel Heringe aus Holz für Zelte und Patronenboxen her. Die Regierung in London bestellte im vorletzten Kriegsjahr bei Lucian Ercolani 100.000 besonders preiswerte Stühle. Er entwickelte eine Art Volksstuhl, der nur 50 Pence kostete, was damals nicht einmal fünf Reichsmark entsprach.

Mit dem Volksstuhl machte sich Ercolani einen Namen im Königreich. Gleich nach dem Krieg, 1946, wurde er eingeladen, sich auf der Messe „Britain Can Make It“ im Victoria & Albert Museum in London zu präsentieren. Die Ausstellung sollte zeigen, welche Bedeutung Industriedesign für die am Boden liegende Wirtschaft hatte. Ercolani besann sich auf den für Notzeiten bestens geeigneten Windsor-Stuhl und entwarf eine ganze Kollektion.

Nach und nach kamen Sessel, Tische, Sideboards, Schränke und sogar eine Küche hinzu. Zu den bekanntesten Entwürfen Ercolanis zählt der sogenannte Loveseat, eine Bank für zwei Personen, und ein stapelbarer Stuhl, beide im Windsor-Stil und aus dem Jahr 1956. Der Stacking Chair wurde ein Verkaufsschlager, gerade weil er sich „unendlich“ stapeln lässt. Das bewies eine Installation von Martino Gamper im Jahr 2009 im Victoria & Albert Museum: Der aus Italien stammende Designer, der seit 20 Jahren in London lebt und arbeitet, steckte 120 Windsor-Stühle der Ercolanis zusammen und formte eine Art Triumphbogen aus ihnen.

Bis heute hat Ercol etliche Stühle des Firmengründers im Programm. Doch Henry Tadros' Vater Edward, der



Die Brüder Ercolani: Mimo, William, Lucian und Victor im Jahr 1908 in London



Mit kleiner Arbeitsplatte: Der Sessel stammt aus der aktuellen Ercol-Kollektion „Von“ des isländischen Designers Hlynur V. Atlason.

Vater und Sohn: Edward (links) und Henry Tadros repräsentieren die dritte und vierte Generation im Haus Ercol.



1993 die Verantwortung für Ercol von seinem Onkel Lucian B Ercolani übernahm, hat den Familienbetrieb auch modernisiert. Er hat namhafte Designer geholt, unter ihnen den Briten Matthew Hilton, die Japanerin Tomoko Azumi, die Italienerin Paola Navone und den Isländer Hlynur V. Atlason. Von ihm stammt die aktuelle Kollektion Von, ein modulares System aus Stühlen, Bänken, Tischen. Auch ein Sessel gehört dazu, den es unter anderem mit nur einer Armlehne samt kleiner Arbeitsplatte gibt.

Lucian Ercolanis Urgroßvater Henry arbeitet seit 2011 im Unternehmen mit. Der Einunddreißigjährige, der an der Schule für orientalische und afrikanische Studien der Londoner Universität Geschichte studiert hat und mit einem Bachelor abschloss, kümmert sich bei Ercol seit gut einem halben Jahr um den internationalen Markt. Der sei noch überschaubar, wachse aber stetig. „Gut 80 Prozent unserer Möbel verkaufen wir noch im Vereinigten Königreich, gefolgt von Deutschland, Australien und Japan“, erzählt Henry Tadros. Ihn beschäftigt der Brexit. „Es wird sicher nicht einfacher für unser Unternehmen, doch was genau passiert, weiß ich einfach nicht.“

Henry Tadros lebt in London. Ercol selbst ist seit 2002 nicht mehr in High Wycombe, sondern ist nach Princes Risborough gezogen, ein paar Kilometer von der alten Produktionsstätte entfernt. Die neue Fabrik ist mit 16.000 Quadratmetern wesentlich größer als die alte. „Bis heute wird bei uns noch viel mit Hand gearbeitet“, sagt Henry Tadros. Die Möbelstücke werden zum Beispiel von Hand geschmirgelt, was vor allem Arbeitskräfte aus Süd- und Osteuropa erledigen.

Der Juniorchef hat neben italienischen und englischen Wurzeln auch ägyptische (sein Großvater hieß Tadros) und über seine Mutter schottische. Oft wird Henry Tadros nach der Herkunft seines Familiennamens gefragt. „Ich antworte dann, dass ich die moderne Version eines Engländer bin.“ Peter-Philipp Schmitt

FOTOS: PRIVAT/HERSTELLER



danish design by · made by

L I N D B E R G

PRÊT-À-PARLER



Auf geht's: Neun Uhr morgens in London, aber Paul Smith ist längst bereit zu einer Tour.

# By Bike

Den Designer Paul Smith lernt man am besten auf einer kleinen Radtour durch London kennen – wenn er nicht gerade davonfährt.

Von Alfons Kaiser  
Fotos Helmut Fricke

**K**leine Anmerkung vorab, Sir Paul: Sie sind jung, aber wir sind alt. Also bitte Vorsicht, bitte nicht so schnell fahren! „Nein, nein“, sagt er und lacht – und wirkt dabei so unbesorgt, als könnte er uns auf seinem mattschwarz lackierten schmalen Rennrad ohnehin nicht entwischen.

Könnte ja auch sein. Vielleicht ist er gar nicht mehr im Training? Von Notting Hill aus, wo er wohnt, fährt er morgens nicht mehr mit dem Rad zur Arbeit in die Stadt. „Zu gefährlich. Und ich trage oft einen Anzug. Oder es regnet.“ Inzwischen nimmt er meist den Mini. Ein anderes Auto ginge gar nicht. Denn auf den Parkplatz neben dem Haus an der Kean Street, in dem seine Modemarke sitzt, passt genau – ein Mini. Oder ein Smart. Aber der wäre nicht so britisch. Also ein Mini.

Und wie sieht jetzt das Programm aus? Ganz einfach: „Wir fahren hier um die Ecke, zum Aldwych-Theater, in dem gerade das Tina-Turner-Musical läuft, und dann weiter rund um Covent Garden.“

Also los. Wir sitzen auf geliehenen Rädern mit der Werbe-Aufschrift „Santander“, als wären wir ein Geldlieferdienst. Er sitzt im grünen Anzug mit Fensterkarmuster auf dem Sattel seines Rennrads, fährt los und ruft noch „This is WC2...“, um die Gegend hier im Stadtteil Westminster korrekt zu benennen. Dann erstmal nur noch Knattern, Knistern, Rauschen auf dem Band. Am Rest seines Satzes hat sich das Mikrofon verschluckt.

Eine Radtour mit Paul Smith in seinem Londoner Viertel, das klingt wie eine nette Idee. Schließlich sieht man von dieser Stadt oft nur den Untergrund. Und man erfährt vielleicht auch etwas über das

Leben dieses unermüdeten Zweiundsiebzigjährigen. Denn seine Karriere begann – mit einem Fahrradunfall.

In seiner Heimatstadt Nottingham fuhr der Siebzehnjährige, der die Schule schon verlassen hatte, in Kleiderläden jobbte und Radrennfahrer werden wollte, gegen ein Auto. Sechs Monate lang lag er mit komplizierten Brüchen im Krankenhaus. Seine Bettnachbarn: Kunststudenten, die den lebenshungrigen Jugendlichen nach der Entlassung in die Szene einführten. Sie stellten ihm auch ihre Kommilitonin Pauline vor – seit mehr als 50 Jahren ist er nun mit ihr zusammen. Paul und Pauline: klingt fast wie ausgedacht.

Er kam vom Rad-Weg ab, verkaufte wieder Klamotten, eröffnete 1970 seinen ersten Laden in Nottingham und gründete eine Männermodemarke. Aber Fahrrädern



Mal gucken: An die Bar des Delaunay geht der Modemacher mit dem Fahrrad.

blieb er trotzdem treu. Er sammelt Räder, historische Rennfahrtrikots und Radliteratur, er hat ein Radfahrerbuch geschrieben, und er fährt noch gern selbst. Sein Leben: noch immer ein Rennen.

Aber im Winter fegt der Wind um die Ecken. Und Sir Paul auch. Gerade erklärt er das West End, das Theaterviertel, das hier beginnt, und schon sieht man nur noch seine fliegenden Rockschöße. Auf dem Band Knattern und Flattern, einmal immerhin ein Fahrradklingeln.

Also hinterher. Kean Street, Drury Lane, Strand. Um die Ecke wartet er. Aber was heißt warten? Dieser Mann verliert keine Sekunde. „Da drüben“, sagt er, „das Bush House, wo der BBC World Service sitzt. Da, das Tina-Musical! Und hier das Delaunay!“ Das ist ein Café-Restaurant, vor dem jetzt schon eine Menschenschlange

wartet, entweder, weil das Frühstück hier so gut ist, oder weil sich die Engländer einfach überall gerne anstellen.

Sir Paul – den Ehrentitel hat ihm die Königin schon im Jahr 2000 verliehen – nimmt sein Rad an der Lenkstange, eilt an der Schlange vorbei, stößt die Tür auf, geht schnurstracks zur Bar und stellt sich fürs Foto auf. Wir lassen unsere Räder lieber draußen. Eine Kellnerin ruft ihm zu: „Sorry, Sie können doch nicht einfach mit dem Fahrrad...“ Sie stammt aus Polen und kennt ihn nicht. Er lacht, nimmt sie in den Arm und lässt sich mit ihr fotografieren. Da lacht sie auch, und weg ist er.

Die Tour könnte schon zu Ende sein, so viel ist in zehn Minuten passiert: BBC, Tina-Turner-Musical, Delaunay, Somerset House. Aber es geht weiter. In der Floral Street hält er an. „Da oben, die Brücke!“ Links die Oper, rechts die Ballettschule, und die Brücke, die beide verbindet, heißt Bridge of Aspiration, Brücke des Strebens, der Sehnsucht, des Anspruchs, also all der Gefühle, die Ballettschülerinnen haben, wenn sie daran denken, dass auch sie hinüber in die große Oper gehen könnten.

Floral Street – der Name erinnert an den Markt für Gemüse, Obst und auch Blumen, den es hier bis 1972 gab. „Als der Markt an den Fluss gezogen war, lag das Viertel brach. In den siebziger Jahren wollte man es wirklich plattmachen.“ Eine einflussreiche Dame habe damals bei einem Dinner zu Premierminister Edward Heath gesagt, Covent Garden dürfe nicht abgerissen werden. Sie habe ihm noch am Abend das Viertel gezeigt, und er habe die Zerstörung verhindert. Schöne Geschichte. Aber würde das nicht voraussetzen, Sir Paul, dass Premierminister Macht haben? „Auch wieder wahr“, sagt er. „Denn wie



Huhu, Hello: Paul Smith bringt auf die Schnelle ein bisschen Chaos ins Mittagslokal von Sue Ovens an der Floral Street.

wir jetzt wissen, haben Premierminister gar keine Macht.“

Das ist seine gute Überleitung zum Thema Brexit. Wie also kam es dazu? „Das weiß ich wirklich nicht. Ich würde gerne in der Europäischen Union bleiben, vom Gefühl her und aus praktischen Gründen. Das Referendum ging ja ganz knapp aus. Die jungen Leute im Norden erhoffen sich einfach eine bessere Zukunft. Es war eine Protestabstimmung. Die Populisten wissen sehr gut, wie man Menschen mit einfachen Botschaften verführt.“

Heißt das, dass die Eliten aus London die Vorteile der EU nicht gut vermittelt haben? „Ja“, sagt er und kommt mühselos von der Politik zum Geschäft: „Deswegen ist es ja so wichtig, normal zu bleiben und eine gute Beziehung zu seinen Kunden und Mitarbeitern zu haben.“ Sich wichtig zu machen als Modemarke, populär zu werden mit Logo-Drucken – das nennt er „short-termism“. Fast könnte er sich in Rage reden, wenn er nicht noch so viel mehr zu erzählen hätte.

In den Siebzigern kam Paul Smith nach London und war oft hier im Viertel. „Um vier Uhr morgens konnte man im Pub Bacon & Eggs und Guinness frühstücken.“ Er hatte schon den Laden in Nottingham und wollte einen weiteren in der Hauptstadt. „Naiv, wie ich war, suchte ich an Bond Street und King's Road, bis ich merkte, dass ich mir das gar nicht leisten konnte.“ Oft ging er in den Club „The Rock Garden“, im Keller des Hauses, in dem heute ein großes Apple-Geschäft ist. Durch Zufall fand er schließlich 1979, vor 40 Jahren, um die Ecke einen Laden und mietete ihn. Außer dem Royal Opera House und ein paar Pubs gab es hier wenig. Und nun war da plötzlich ein mini-

malistisches Geschäft für Männermode mit nackten Betonwänden und schönen Anzügen im Schaufenster. Viele Kunden gab es nicht. Samstags, wenn er im Laden stand, sagt er, habe er in die Straße gerufen: „Is there anybody out there?“

Auf dem Weg zu seinem Geschäft aber schnell noch zu „Kastner & Ovens“, einem Mittagslokal. Und schon ist er drinnen, ruft „Huhu! Hello!“, bis Mitbesitzerin Sue Ovens aus der Küche kommt. Vor 20 Jahren hat sie das Lokal eröffnet. Und bald lernte sie ihn kennen. „Immer wenn er kommt, gibts Chaos. Das habe ich ihm auch mal gesagt: ‚Ihretwegen gibt es jetzt so eine Schlange!‘ Daraufhin hat er gleich mal der Frau hinter sich das Essen bezahlt.“ Als sie begann mit dem Lokal, sagt Sue Ovens, habe es noch viele inhabergeführte Läden hier gegeben. Nun über-

nähmen die großen Ketten und zahlten absurd hohe Mieten. „Auch wir müssen bald wieder über den nächsten Mietvertrag verhandeln“, sagt Sue Ovens. „Die Mietsteigerungen sind einfach zu hoch.“

Paul Smith umarmt sie fürs Foto, „see you“, dann weiter, zu seinem Geschäft. Vorher Vollbremsung. Eine Mitarbeiterin! Umarmung, und weiter. Vor seinem Geschäft hebt er sein Fahrrad hoch, das ist gut fürs Foto, dann hinein.

Ursprünglich hatte er nur das Haus Nummer 44 an der Floral Street. Das Geschäft lief langsam an. Dann entdeckten Architekten wie Norman Foster und Richard Rogers den Laden, in dem er auch mal Objekte verkaufte, zum Beispiel von dem deutschen Designer Dieter Rams. Mit den Jahren kamen die Hausnummern 43, 42, 41 und jetzt auch 40 hinzu, die miteinander

verbunden sind. Wenn man heute die Holzregale sieht, die alten Schinken an den Wänden, die Vitrinen und Spiegel – dann kommt einem das gar nicht mehr minimalistisch vor. „Das ist es ja“, sagt er. „Ich will die Leute überraschen. Zuerst hatte ich auch Angst, dass die coolen Architekten vielleicht nicht mehr kommen würden. Aber sie kamen weiter.“

Dann erzählt er die Anekdote vom Sohn eines Freundes, der hier seinen ersten Anzug anprobieren. Als der Junge aus der Umkleidekabine kam, trat aus der Kabine daneben zufällig David Bowie und sagte zu ihm: „You look cool!“ So bleich habe er den Jungen nie wieder gesehen. „Wir haben also ein großes Spektrum, zu uns kommen Fünfzehnjährige und Alte.“

Weiter geht's, runter zu Covent Garden, „Hi, Darling“, ruft er, dann wieder „Morning!“, dann „Hey, Rick!“

Jetzt schiebt er das Fahrrad, an Covent Garden ist fahren verboten. Die Ladenketten nerven auch ihn. „Die großen Zaras kommen in die Stadt, und die ‚Mama and Papa Shops‘ sterben.“ Wie lange hält er noch durch? „Wir sind zufrieden. Die Umsätze sind wieder gewachsen im vergangenen Jahr. Wir gehören zu keinem Konzern, wir haben nur japanische Investoren mit Minderheitsbeteiligung.“ Er kann also tun und lassen, was er will.

Dann wieder aufs Rad. „Is this the right side?“, fragen wir, leicht verwirrt. Er sagt, man solle doch besser fragen: „Is this the correct side?“ Sonst fahre man am Ende wirklich noch auf der rechten Seite.

Auf dem Band dann natürlich wieder nur Knistern, Knirschen, Knattern. „Hey, Charly!“ Motorengeräusche, Wind, Fahrradklingeln. Am Ende: lautes Lachen. That's it. ◀



Alles da: Sein minimalistisches Geschäft hat er zu einem poetischen Sammelsurium ausgebaut.

# IT'S DOVER

Noch ist es friedlich am wichtigsten britischen Seehafen. Aber bald bricht hier das Brexit-Chaos aus. Also schnell noch mal hin, mit britischer Mode im Gepäck.

*Fotos Frederike Helwig  
Styling Markus Ebner*



Linke Seite:  
gestreiftes  
Sweatshirt mit  
Reißverschluss  
von Katie Ann  
McGuigan,  
schmaler Rock von  
Chalayan, Stiefel  
von JW Anderson

Diese Seite:  
gesteppter Mantel  
von Mother of Pearl,  
Windbreaker  
von Roberta Einer,  
Kleid von  
Mary Katrantzou,  
Stiefel privat







# IT'S DOWER

Diese Seite: Anorak  
von Marta  
Jakubowski, weißer  
Einteiler von Stella  
McCartney, blauer  
Kapuzensweater  
von Roberta Einer,  
Stiefel von  
Kiko Kostadinov

Rechte Seite: Top  
und Hose von Paula  
Knorr, Hemd von  
Victoria Beckham,  
Stiefel von  
JW Anderson



# IT'S DOVER



Linke Seite:  
schwarzer Anzug,  
Ohrringe  
und Schuhe  
von Alexander  
McQueen,  
Kaschmir-Oberteil  
und Rock von  
Le Kilt, pink-  
farbener Body  
von Katie Ann  
McGuigan

Diese Seite:  
burgunderfarbenes  
Kleid, Cape  
und Überwurf  
von Erdem,  
Mary-Jane-Schuhe  
von Burberry





# IT'S DOWER

Diese Seite:  
Kurzarm-Hemd von  
Markus Lupfer,  
schwarzes Top von  
Topshop, Pailletten-  
Jumpsuit und Hut  
von Halpern,  
Gummistiefel von  
Hunter

Rechte Seite:  
schwarzer Trench-  
coat, weißes T-Shirt,  
Leder-Minirock,  
Ohrringe, Strümpfe,  
und Mary-Jane-  
Schuhe von  
Burberry





# IT'S DOOVER

Diese Seite: graue kurze Jacke von Symonds Pearmain, schwarzer Kapuzenpullover von Topshop, gestreifte Tunika von Victoria Beckham, asymmetrischer Rock von Paula Knorr, Stiefel von Dr. Martens

Rechte Seite: gepunktetes Kleid von Preen by Thornton Bregazzi





IT'S  
DOVER

Gestricktes Kleid  
mit Spitzendetails  
an den Schultern  
von JW Anderson,  
Stiefel von  
Nicholas Kirkwood

Fotografin: Frederike Helwig (We Folk)  
Styling: Markus Ebner  
Model: Adrienne Jülicher (Viva Paris)  
Koordination der Styling-Assistenz: Evelyn Tye  
Styling-Assistenz: Emanuela Potorti, Paulina Olivares, Fan Ding Sun  
Foto-Assistenz: Robert Billington, Joel Kerr  
Haare und Make-Up: Marisol Steward (Frank Agency)

Fotografiert am 11. und 12. Dezember 2018 in Dover

# SCHENKEN SIE DER KUNST EIN NEUES ZUHAUSE

HANDSIGNIERTE, LIMIТИERTE KUNST ONLINE UND IN 37 GALERIEN WELTWEIT.



GEORG BASELITZ ELKE IV | Auflage 12+IV, handsigniert und nummeriert | 90,4 x 70,2 cm  
Strichgravur und zwei Platten Aquatinta auf 300gsm Somerset Papier, im Passepartout Magnetrahmen



Änderungen und Irrtümer vorbehalten, Avenso GmbH, Emse-Kauter-Platz 2, 10887 Berlin

LUMAS.COM

BERLIN | DORTMUND | DÜSSELDORF | FRANKFURT | HAMBURG  
HANNOVER | KÖLN | MANNHEIM | MÜNCHEN | STUTTGART | WIESBADEN

LUMAS



23. Januar 2013: Premierminister David Cameron kündigt ein Referendum über die Mitgliedschaft in der EU an.



25. Mai 2014: Die Britische Unabhängigkeitspartei (Ukip) und ihr Anführer Nigel Farage triumphieren bei der Europawahl.



8. Mai 2015: Der Wahlsieger David Cameron und seine Frau Samantha grüßen nach dem Gewinn der absoluten Mehrheit.



11. Mai 2016: Boris Johnson tourt im Wahlkampf vor dem Referendum mit seinem Bus für die Leave-Kampagne durchs Land.



24. Juni 2016: BBC-Moderator David Dimbleby verkündet das Ergebnis des Referendums: „Wir sind draußen.“



13. Juli 2016: Die frühere Innenministerin Theresa May bekommt nach Camerons Rücktritt den Auftrag, eine Regierung zu bilden.



9. Juni 2017: Premierministerin Theresa May verzockt sich und verliert bei der Neuwahl die absolute Mehrheit im Unterhaus.



4. Oktober 2017: Auf dem Parteitag in Manchester erlebt Theresa May einen Tiefpunkt – mit Hustenanfall und Deko-Unglück.

Der Weg in den Kulturkampf begann in einem Keller, an einem Januartag des Jahres 2013. David Cameron hatte zu einer Ansprache geladen, die wie so oft als „Grundsatzrede“ angepriesen worden war. Aber diesmal enttäuschte das hochtrabende Marketing nicht. Camerons Rede im raumschiffhaft bläulich beleuchteten Untergeschoss der Londoner Bloomberg-Zentrale sollte die britische Nachkriegsgeschichte in zwei Teile zerschneiden.

Angekündigt war eine grundlegende Positionierung Camerons zur Europäischen Union. Und tatsächlich hielt der damalige Premierminister die vielleicht beste Rede, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten über europäische Fehlentwicklungen und notwendige Reformen gehalten wurde. Trotzdem blieb von ihr vor allem eine knappe, folgenreiche Ankündigung: Er werde das Volk in einem „In-Our-Referendum“ über die Mitgliedschaft in der EU abstimmen lassen, sollten ihn die Briten in zwei Jahren als Premierminister wiederwählen.

Das taten sie. Und wie! Niemand hatte für möglich gehalten, dass in Zeiten sich zerklüftender Parteienlandschaften noch eine absolute Mehrheit möglich ist. Cameron holte sie am 7. Mai 2015, und von da an war der Konjunktiv ein Indikativ.

Der nunmehr ohne Koalitionspartner regierende Premierminister leitete nicht nur das Referendum in die Wege – er nutzte es als Druckmittel, um Brüssel Reformen abzurufen. Nur wenn sich die Europäische Union bewege, könne er vor den Wählern für den Verbleib werben, argumentierte er. So begannen die „Renegotiations“, und eigentlich waren dabei alle

# DIVIDED KINGDOM

Die Briten verlassen als erste Nation die Europäische Union. Oder doch nicht? Unser London-Korrespondent hat die wichtigsten Stationen einer langen Reise erlebt.

Von Jochen Buchsteiner

ganz guter Dinge. Camerons Forderungen klangen vergleichsweise vernünftig, und eine beruhigend große Mehrheit der Briten sprach sich in Umfragen für einen Verbleib in der EU aus.

Das Königreich befand sich damals in keinem schlechten Zustand. Die Regierung hatte bis 2015 die Trümmer abgeräumt, die die Finanzkrise von 2008 hinterlassen hatte. Schon länger gab es wieder Zeichen von Optimismus. Im Sommer 2012 hatte London die Olympischen Spiele ausgetragen, und alles war perfekt gelaufen: Es hagelte Goldmedaillen für britische Athleten, die Angst vor einem Terroranschlag erwies sich als unbegründet, die Eröffnungsfeier zelebrierte eine Nation, die mit sich selbst im Reinen schien. Würden diese Briten nicht auch ein Referendum mit Stil und Würde absolvieren?

Die europäische Einigung war im Königreich immer ein umstrittenes Thema gewesen, mehr als in anderen Mitgliedsstaaten. Die Briten 1973, arg verspätet, der damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) beitraten, taten sie es aus pragmatischen Gründen. Ihr Land lag wirtschaftlich am Boden, während die EWG prosperierte. Das emotionale „Friedensprojekt“, das Kontinentaleuropäer in einer fortschreitenden Integration sahen, interessierte die Briten nicht so sehr. Sie wollten ihren Handel ankurbeln. Umso kritischer wurde auf der Insel aufgenommen, dass die Europäer auf dem Festland über die Jahre immer enger zusammenrückten, auch politisch. Mit dem Vertrag von Maastricht, der 1992 die Europäische Union und den Euro besiegelte, schlug das Unbehagen in Widerstand um.

Nur mit Mühe gelang es der Regierung Major, die Vertragsveränderung zu ratifizieren. Die (überwiegend konservativen) Euroskeptiker setzten den Ton für spätere Auseinandersetzungen. Einige verließen die Tories und gründeten die Britische Unabhängigkeitspartei Ukip, die sich den EU-Austritt auf die Fahnen schrieb.

Als die Abgeordneten im Frühsommer 2015 über das Referendum debattierten, wurde die Ukip schon von vier Millionen Briten gewählt. Im Jahr zuvor war sie bei der Europawahl erstmals zur stärksten Partei geworden. Die Unruhe auf den Bänken der Tories war gewachsen, und Cameron spekulierte darauf, mit einem Referendum den *new kids on the block* den Wind aus den Segeln zu nehmen. Er glaubte, das Risiko sei kalkulierbar. Euroskepsis, geschürt von vielen Medien, grassierte im ganzen Land, aber weder stand das Thema oben auf der Prioritätenliste, noch wünschte sich eine Mehrheit den Austritt. Im Juni stimmte das Parlament mit überwältigender Mehrheit der Volksabstimmung zu.

Doch im Februar 2016 begann sich die Stimmung einzutrüben. Cameron kam mit wenig Ertrag aus Brüssel zurück. Die Europäische Union hatte sich den meisten seiner Ideen versperrt, vor allem der Rückübertragung von Souveränitätsrechten auf die nationale Ebene und den Kontrollen für Einwanderer aus der EU. Das britische Aufbäumen war folgenlos geblieben, die EU wollte keine Reformen. Das fächernde Brexit-Lager, damals um 35 Prozent schwankend, Luft zu. Immer mehr Minister, sogar Weggefährten, kehrten dem Premierminister den Rücken und sprachen sich für einen Abschied von Brüssel aus. Als sich auch Boris Johnson, das Zupfer

der Tories, der Leave-Kampagne anschloss, begann bei den Strategen in Downing Street der Mut zu sinken. Würde sich jetzt doch bewahrheiten, worov Schatzkanzler George Osborne schon lange gewarnt hatte, dass ein Referendum „Dämonen wecken“ könnte?

Der Wahlkampf, der im Frühjahr 2016 Fahrt aufnahm, wurde zunehmend schriller. Das Brexit-Lager hatte sich in zwei Kampagnen organisiert. Eine wurde von der Ukip und ihrem Vorsitzenden Nigel Farage geführt, der anderen, offiziellen, gehörten vor allem Tory- und Labour-Politiker an. Letztere tourten, mit ihrer Galionsfigur Johnson an Bord, in einem roten Bus durchs Land und versprachen das Zurückholen nationaler Souveränitätsrechte („take back control“), mehr Kontrolle über die Gesetzgebung, die Finanzen und die Einwanderung. Flankiert wurde das von einem weiteren Versprechen: einer glorreichen wirtschaftlichen Zukunft außerhalb der EU. „Raus – und hinein in die Welt“, titelte der „Spectator“ schwärmerisch, das Magazin der intellektuellen Brexiteers.

Das Remain-Lager, das große Unterstützung im Parlament, in der Wirtschaft und vor allem in den akademischen und kulturellen Zirkeln der Universitätsstädte hatte, warb nicht gerade begeistert für die Europäische Union. Es präsentierte die Mitgliedschaft als das kleinere Übel und setzte voll auf das ökonomische Argument. Der Verweis auf die wirtschaftlichen Risiken einer Veränderung hatte schließlich schon das schottische Unabhängigkeitsreferendum im Jahr 2014 zugunsten des Verbleibs (im Vereinigten Königreich) entschieden. Warum sollte das nicht ein weiteres Mal funktionieren?

Aber die Warnungen der Remainers, von ihren Gegnern als „Project Fear“ abgetan, verfielen nicht. Die beiden Lager redeten aneinander vorbei. Etwas hatte sich verändert in der britischen Gesellschaft. Seit den neunziger Jahren war der berühmte Slogan eines Clinton-Beraters zur Faustregel für Wahlsiege im Westen geworden: „It’s the economy, stupid.“ Doch vielen Briten schien die Ökonomie gar nicht so wichtig. Es ging ihnen um Identität. Die EU galt ihnen als Symbol kultureller Entfremdung. Brüssel stand nicht nur für überbezahlte, entrückte Bürokraten, sondern für eine als Irrweg wahrgenommene Entwicklung: die Geringschätzung nationaler Eigenheiten, das Antreiben der Globalisierung mit all ihren Nachteilen, die Förderung von liberaler Gesellschaftspolitik und von Migration.

Die Zuwanderung wurde im Wahlkampf zum beherrschenden Thema; dafür sorgten schon die Ereignisse auf dem Kontinent. Angela Merkels „Willkommenskultur“ wurde von vielen Briten als Bedrohung wahrgenommen. War Deutschland nicht der heimliche Anführer der EU? Was würden Merkels erstaunliche Aussagen, dass man Grenzen „nicht schließen kann“ und dass es „nicht in unserer Macht liegt, wie viele nach Deutschland kommen“, mittelfristig für Briten bedeuten?

Noch wenige Tage vor dem Referendum am 23. Juni 2016 waren die meisten in London beheimateten Beobachter zuversichtlich, dass es gerade eben für ein Remain-Votum reichen würde. Nur wer im Land herumgereist war, war nervös geworden. Denn dort traf man auf verblüffend viele Menschen, die vom Brexit begeistert waren: Fischer, Bauern und Call-Center-Mitarbeiter, aber auch Anwälte,

Großgrundbesitzer, Kleinunternehmer und Ärzte. Sehr viele von ihnen gingen zur Wahl. 72,2 Prozent, mehr als je zuvor in der Geschichte der Nation, nahmen an dem Referendum teil. In der Nacht zum 24. Juni folgte die große Überraschung. Draußen graute schon der Morgen, als es um 4.39 Uhr still wurde im Wahlstudio der BBC. David Dimbleby, der die Ereignisse seit Stunden moderiert hatte, erhielt ein Zeichen des Meinungsforschers John Curtice, richtete sich im Sessel auf und verließ seiner Stimme zum einzigen Mal in dieser Nacht einen feierlichen Klang: „Das britische Volk hat gesprochen, und das Ergebnis ist: Wir sind draußen.“

In den Tagen danach überschlugen sich die Ereignisse. David Cameron kündigte schon am Morgen des 24. Juni, umringt von seiner Familie, den Rücktritt an. Mehrere Tory-Politiker warfen ihren Hut in den Ring (und manche holten ihn schnell wieder heraus). Die Regierung in Schottland, das klar für den Verbleib in der EU gestimmt hatte, drohte mit einem weiteren Unabhängigkeitsreferendum. In Nordirland machten sich Remainers Sorgen um den Friedensprozess. Auf den Oppositionsbänken brachten Labour-Abgeordnete einen Misstrauensantrag gegen Parteichef Jeremy Corbyn ein, dem sie mangelndes Engagement für die EU vorhielten. Das Pfund rutschte ab, zwischenzeitlich auf den tiefsten Stand seit mehr als 20 Jahren. Es war, als würde für einige Tage der Satz nachhallen, den der frühere Chef der Liberaldemokraten, Paddy Ashdown, unmittelbar nach der Verkündung des Ergebnisses ausgestoßen hatte: „Gott helfe unserem Land!“

Nach turbulenten, ja chaotischen zweieinhalb Wochen, für die Kommentatoren

nur noch Parallelen in Shakespeare-Dramen fanden, lichtete sich das Feld. Die Helden des Brexit hatten sich zurückgezogen – Farage gesättigt, Johnson beleidigt. Die konservative Regierung war im Amt geblieben, aber nun mit einer Frau an der Spitze, der die aufgewählten Tories am ehesten zutrauten, die Wunden zu heilen: Theresa May. Die frühere Innenministerin hatte ohne viel Leidenschaft für den Verbleib in der EU geworben und dabei nie die Nähe zum konservativen (Brexit-)Flügel der Partei verloren.

Nach diesem Prinzip stellte sie auch ihr Kabinett zusammen: zur Hälfte Remainers, zur Hälfte Brexiteers. Wer fragte, in welche Richtung die Regierung denn nun marschieren wolle, dem beschied Theresa May, die bald als „Maybot“ bezeichnet wurde, mit automatenhafter Monotonie: „Brexit heißt Brexit.“ Die Stimmung auf den Dinnerpartys in London, Cambridge und Oxford sank in diesen Wochen auf den Gefrierpunkt. Die urbanen Eliten, die das Land seit Jahrzehnten geprägt hatten, waren von denen geschlagen worden, die sie nie sonderlich ernst genommen hatten. Zur traditionellen Herablassung gegenüber „diesen Leuten“ trat nun die Wut über die „Brexit-Deppen“. Unvergessen die Literaturprofessorin in Oxford, die ein Jahr nach dem Referendum sagte: „Mir wird gelegentlich vorgeworfen, ich lebte hier in Oxford in einer Echokammer. Aber das ist mir so was von egal. Ich sehe nicht den geringsten Anlass, mit diesen Hohlköpfen zu reden.“

Die gesellschaftliche Spaltung in der Europafrage, die das Referendum durch eine demokratisch verbindliche Entscheidung überwinden sollte, vertiefte sich. Aber das schien May nicht zu kümmern.

FOTOS: IMAGES/POLARIS/AF (3), DPA/2, REUTERS, BBC, AP, AFP, IMAGO, EPA



6. Juli 2018: Nach der Kabinettsklausur auf dem Landsitz Chequers gerät Theresa May mit ihrem Ausstiegskurs ins Schlingern – Brexit-Minister David Davis und Außenminister Boris Johnson treten zurück.

Anstatt das Land auf einen Kompromisskurs zu führen, dem auch die 48 Prozent Verlierer hätten folgen können, stellte sie die Weichen auf einen Brexit, der markanter kaum sein konnte. Unter dem Jubel der Ultra-Brexiters kündigte sie an, Britannien aus dem Binnenmarkt und aus der Zollunion zu führen. Gute Wirtschaftsdaten und wachsende Sympathien in der Wählerschaft, die auch mit dem jämmerlichen Zustand der Labour Party in Corbyns Frühphase zu tun hatten, verleiteten sie zu einem Risikospiele, das dem ihres Vorgängers ähnelte. Im Frühjahr 2017 kündigte sie, ohne Not, eine Neuwahl an – in der Hoffnung, die absolute Mehrheit der Konservativen noch auszubauen. Doch auch ihr „Gamble“ funktionierte nicht. Im Juni 2017, ein Jahr nach dem Referendum, verlor sie die absolute Mehrheit im Unterhaus. Damit begannen ihre Sorgen.

Im Parlament wurde das schwache Ergebnis als Absage an Mays „harte“ Brexit-Vision interpretiert. Abgeordnete forderten Konsequenzen, und die Premierministerin, die durch eine Legitimationskrise

ging, zog sie widerwillig. Auf dem Parteitag in Manchester erlebte sie den emotionalen Tiefpunkt ihrer Karriere. Nach einem schmerzhaft langen Hustenanfall lösten sich Buchstaben des Parteitagsmottos an der Wand hinter ihr und fielen zu Boden. Etwa zur selben Zeit lief May in den Brüsseler Austrittsverhandlungen in eine Falle, die sie sich selbst gestellt hatte. Ihr Versprechen, dass sich nichts am (unsichtbaren) Grenzregime auf der irischen Insel ändern solle, nutzte die EU beherzt und zwang London in den „Backstop“. Diese Auffanglösung, die den handelspolitischen Status quo zwischen Nordirland und der Irischen Republik garantiert, soll greifen, wenn nicht rechtzeitig ein Handelsvertrag vereinbart ist, der dasselbe Ziel erreichen kann. Mit ihrer Zustimmung zum „Backstop“ hatte May, bewusst oder unbewusst, die britischen Optionen für das künftige Verhältnis zur EU verengt. Eine einvernehmliche Lösung mit Brüssel konnte es jetzt nur noch geben, wenn das Königreich wirtschaftlich nah mit der EU verbunden blieb. Als künftiges Nicht-

Mitglied bedeutete das für das Königreich: Es würde in Handelsfragen zum Befehlsempfänger werden.

Als diese Zwangsläufigkeit bei der Kabinettsklausur in Chequers im Juli 2018 ins Bewusstsein der Minister trat, geriet Mays Ausstiegskurs auf die schiefe Bahn. Die beiden profiliertesten Brexiters im Kabinett, Außenminister Johnson und Brexit-Minister David Davis, traten zurück. Als May dann im November entlang des „Chequers-Plans“ den Deal mit Brüssel in einer nüchternen Zeremonie besiegelte, verlor sie weitere Minister. Die Mehrheit im Parlament, das den „Deal“ bestätigen musste, schrumpfte weiter. Weil sie eine Niederlage befürchtete, sagte May die im Dezember geplante Abstimmung ab.

Aus der Weihnachtspause kehrten die Abgeordneten nicht milder gestimmt zurück. Im Gegenteil, der Widerstand hatte sich noch verhärter und führte im Januar zur höchsten Niederlage, die je eine britische Regierung verschmerzen musste. Seither herrschen in Westminster Chaos und Ratlosigkeit. Die aufgeladene Stimmung

machte sich auch vor dem Parlament bemerkbar. Demonstranten beider Lager beschimpften Abgeordnete auf ihrem Weg zur Arbeit. „Das ist das Land, in dem wir nun leben“, sagte die Brexit-Gegnerin Anna Soubry, nachdem sie von Demonstranten als „Nazi“ beschimpft worden war. Der Austritts-Enthusiast Jacob Rees-Mogg nahm es sportlicher, als er niedergebüllt wurde. Dies sei das freie Land, auf das er stolz sei. Er wolle es „als unabhängiges Land“ erhalten.

Die Reaktionen zeigen, dass die Verlierer des Referendums Britannien auf einem tragischen Irrweg sehen, der das Land nationalistischer, rüder, fremdenfeindlicher, hässlicher macht. Die Sieger freuen sich darüber, dass die Nation wieder eigensinniger und interessenbezogener wird und einem Teil der Gesellschaft, der sich lange ausgeschlossen gefühlt hatte, ein Gefühl von Mitbestimmung zurückgegeben hat. So geht der Kulturkampf weiter – und er wird wohl auch dann nicht so schnell enden, wenn die Briten den Weg aus ihrer verfahrenen Lage gefunden haben. ◀



24. November 2018: Theresa May trifft EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker in Brüssel, um den Deal zu besiegeln.

# DIVIDED KINGDOM



15. Januar 2019: Nach ihrer verheerenden Niederlage bei der Abstimmung im Unterhaus gibt sich Theresa May kämpferisch.

*Herr Sonneborn, die Abgeordneten der Britischen Unabhängigkeitspartei (Ukip) sitzen seit Jahren mit Ihnen im Europäischen Parlament, obwohl sie ihr wichtigstes Ziel, den Brexit, längst erreicht haben. Bald sind sie weg. Haben Sie Angst, dass es auffällt, wenn Sie dann der Einzige sind, der nur wegen des Geldes da ist?*

Wie kommen Sie darauf, dass ich nicht arbeite? Ich habe gerade ein 435 Seiten dickes Buch über meine Zeit im Parlament geschrieben. Dabei habe ich festgestellt, dass ich zwar gern behaupte, ich hätte nachweislich nur vier Minuten gearbeitet in den vergangenen vier Jahren. Aber eigentlich ist doch einiges zusammengekommen.

*Na gut. Was fühlen Sie als hart arbeitender Abgeordneter, wenn Sie an den Brexit denken?*

Ich bin gespannt, wie es danach weitergeht. Ich kenne sowohl Fachleute, die behaupten, dass England einen Abschwung erleben wird, als auch Wirtschaftsspezialisten, die sagen, der Brexit sei gut für das Land und die Löhne gingen bereits jetzt hoch. Mir persönlich werden die Ukip-Leute auf der einen Seite fehlen, weil sie mit ihren lustigen Zwischenrufen eine andere Kultur im Parlament vertreten haben. Andererseits freut es mich, dass die Briten aus der EU austreten, denn sie haben uns schon einiges eingebracht, von Tony Blairs Drittem Weg bis zur Zerstörung unseres Bildungssystems durch den Bologna-Prozess.

*Was verlieren wir durch den Brexit?*

Was vermisst man schon aus England? Marmite? Das einzige, was mir fehlen würde, ist britische Musik, und die bekomme ich im Internet. Ich habe allerdings Bedenken, dass die EU ihren Charakter zum Negativen verändert, wenn die Engländer gehen, die uns politisch und kulturell nahestehen, und auf der anderen Seite weitere Osteuropäer dazustoßen.

*Wen würden Sie gerne aus der EU schmeißen?*

Immer mehr Staaten: Dass Irland die Steuervermeidungspolitik der Firma Apple unterstützt, sollte für einen Rauswurf reichen. Apple wurde dort 2014 mit einem Steuersatz von 0,005 Prozent bedient. Ebenso Steueroasen wie Malta, Luxemburg, Holland... Über Deutschland wollen wir hier nicht sprechen. Dann die illiberalen Demokratien Ungarn und Polen. Die Demokratisierungsphase, die wir jahrzehntlang durchgezogen haben, kann offensichtlich nicht so einfach übersprungen werden. Bulgarien und Rumänien sind hochkorrupte Länder, die in dieser Form in der EU nichts zu suchen haben. Danach knöpfen wir uns die amerikanischen IT-Konzerne vor, die uns genug Unheil beschert haben: Facebook muss fairstaatlich werden, wie ich das nenne, es gehört zur öffentlichen Grundversorgung. Wir brauchen auch ein europäisches Google: „Eugle“.

*Die EU ist auch ein Friedensprojekt. Bereitet Ihnen der Brexit in dieser Hinsicht Sorgen?*

Nein, die EU ist eher ein Wirtschaftsjahrprojekt. Die Erzählung, dass die EU Frieden garantiert, soll davon nur ablenken. Erstens hätten wir auch ohne die EU keinen Krieg in Europa, und zweitens haben wir ihn trotzdem, wenn Sie an Jugoslawien denken.

# „Fehlen würde mir nur britische Musik“

Der EU-Abgeordnete Martin Sonneborn über antisemitische Sitznachbarn, die Konstruktionsfehler der Europäischen Union und die Welt nach einem Brexit



Im Selbstversuch: Martin Sonneborn ist Satiriker, Journalist und Politiker.

*Die konservative englische Abgeordnete Nadie Dorries hat sich zuletzt empört darüber gezeigt, dass die Briten keine Sitze mehr im EU-Parlament haben werden, wenn sie nicht mehr in der EU sind. Könnten Sie die britischen Interessen mitvertreten?* Das sichere ich gerne zu. Es sieht ja so aus, als könnte „Die Partei“ bei der Europawahl in diesem Jahr zwei Sitze erringen. Da müssen wir uns neu ausrichten. Nico Semsrott kann die tagesaktuelle Arbeit übernehmen, und ich setze mich für die Briten ein.

*Auf was freuen Sie sich in der nächsten Legislaturperiode?*

Ich freue mich, dass Semsrott kommt. Er steht nach mir auf Nummer zwei unserer EU-Liste und hat versprochen, 60 Filme aus Europa zu liefern, jeden Monat einen. Dafür gibt es genug komischen Stoff. Die weiteren Kandidaten auf unserer Wahlliste heißen mit Nachnamen Göbbels – allerdings mit „ö“ –, Speer, Eichmann, Bormann, Heß, Keitel, Bombe und Krieg.

*Was ist die Idee dahinter?*

In Deutschland wird kaum thematisiert, dass es in der EU starke Remilitarisierungsbestrebungen gibt. Im nächsten EU-Haushalt sind erstmals mehr Gelder für Grenzsicherung, Waffenentwicklung und

das Aufstellen einer EU-Armee vorgesehen als für die Entwicklungshilfe. Dabei ist das nach dem Vertrag von Lissabon eigentlich alles verboten. Wir wollen mit diesen Namen auf der Wahlliste an die gute alte Zeit erinnern, in der in Europa noch geschossen wurde.

*Wie steht es um Ihren Plan, dass nach dem Brexit im Parlament nur noch Deutsch gesprochen wird?*

Schlecht. Leider verliere ich in diesem Jahr einen meiner Mitstreiter, Günther Oettinger, an die Privatwirtschaft. Ich stehe sowieso gerade unter Schock, nicht wegen des Brexits, sondern wegen des Broxits: Die CDU hat Elmar Brok abserviert, das bereitet mir Kopfzerbrechen.

*Welche Gegner bleiben Ihnen noch?*

Sie gehen mir langsam aus. Ich hatte dreieckige Kumpels im Parlament: Elmar Brok von der CDU, der ist weg, Jo Leinen von der SPD, der steht nur auf Platz 27 der Liste, also auch weg, und Herbert Reul von der CDU, der ist Innenminister in Nordrhein-Westfalen geworden. Unterhaltsam sind jetzt nur noch die Ukip-Leute. Es war schon lustig, einen britischen Schirmmacher hinter mir sitzen zu haben. Die vertreten eine ganz andere Bevölkerungsschicht, was ja auch nicht so schlecht ist.

*Blieben Ihnen noch ein paar skurrile Gestalten?*

Naja, es gibt noch meine Sitznachbarin, eine Antisemitin aus Ungarn. Der Pole, der das Frauenwahlrecht abschaffen wollte, weil sich Frauen nicht für Politik interessieren, hat leider sein Mandat niedergelegt. Das Parlament wird in der nächsten Legislaturperiode jünger, gesichtsloser und weniger unterhaltsam sein. Auch wegen des Brexits.

*Für Deutschland sehen Sie aber eine Zukunft in der EU?*

Klar, wir sind das Land, das am meisten von ihr profitiert. Die ganz banale Schlussfolgerung aus den viereinhalb Jahren, in denen ich mich jetzt mit der Europäischen Union auseinandergesetzt habe, ist folgende: Das Konstrukt funktioniert – es ist nur mit den falschen Leuten besetzt. Wir haben eine konservative Mehrheit im EU-Parlament, wir haben eine konservativ geführte EU-Kommission, und wir haben einen mit konservativen Regierungschefs besetzten Rat. Das führt dazu, dass die EU ein Verbund ist, in dem große Wirtschaftsunternehmen 28 Länder auf dem Serviertablett vorgelegt bekommen. Die EU nutzt nicht die Vorteile, die ein 500 Millionen Köpfe zählender Verbund im Umgang mit Großkonzernen hätte. Man könnte sie ganz anders führen. Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker hat, als er mal nüchtern war, gesagt, dass die Neoliberalität gar nicht festgeschrieben sei im Lissabonner Vertrag. Man könnte die EU also auch viel sozialer führen, dazu müssten die Menschen in Europa nur linker und grüner wählen.

*Das ist aber immer noch deren Entscheidung.*

In der Tat, so ist das demokratische System beschaffen. Ich sage ja: Meine Schlussfolgerung ist ganz banal.

*Die Fragen stellte Sebastian Eder.*

Touristen lieben London. 20,4 Millionen ausländische Besucher sind im vergangenen Jahr in die Stadt gekommen. Mehr als nach Paris, mehr als nach New York. Nur in Bangkok war die Zahl der internationalen Gäste höher. Die Energie Londons, der lässige Mix aus Weltläufigkeit und Englishness, der die Metropole ausmacht, zieht viele Menschen aus aller Welt an – nur nicht die Briten selbst. Wenn Meinungsforscher die Bürger im großen Rest des Königreichs fragen, welche Attribute sie mit ihrer Hauptstadt verbinden, fallen am häufigsten Begriffe, die negativ besetzt sind oder Distanz signalisieren: Dann heißt es, London sei „arrogant“, „abgeschottet“ oder einfach „anders“.

Genau das ist das Problem: Die Hauptstadt und ihr Land sind einander in den vergangenen Jahrzehnten fremd geworden, kulturell, politisch, ökonomisch. Das Gefälle ist steiler als in vielen anderen Ländern, denn Großbritannien ist gnadenlos zentralistisch: hier die prosperierende, leuchtende Weltstadt und ihr wohlhabendes Umland, dort die grauen, alten Industrie- und Hafenstädte, draußen im Land und entlang der Küsten die ärmlichen Dörfer und traurigen Seebäder. In Cornwall oder Pembrokeshire kann man wunderschöne Sommerurlaube verbringen. Aber dort zu leben ist etwas ganz anderes.

Das Brexit-Votum beim Referendum im Sommer 2016 war auch ein Denkmalszettel der Wähler für die ferne Hauptstadt und deren Bewohner. Genauer: Es war ein Vergeltungsakt gegen die Leute an den Hebeln der politischen und wirtschaftlichen Macht im Land – im Regierungsviertel Westminster, in den Konzernzentralen der Hauptstadt und im Finanzviertel Canary Wharf. Gegen all jene also, die in Großbritannien und anderswo als „Elite“ gebrandmarkt werden.

Ginge es nach London, gäbe es den Brexit nicht. In Greater London haben beim Volksentscheid 60 Prozent der Wähler für den Verbleib in der EU gestimmt, in manchen Bezirken der Innenstadt kam „Remain“ auf eine Mehrheit von drei Vierteln. Ähnlich hohe Zustimmungswerte gab es sonst nur vereinzelt im proeuropäischen Schottland und in einigen Wahlkreisen in Nordirland.

Kaum eine Metropole hat in den vergangenen drei Jahrzehnten so stark von der Globalisierung profitiert wie London. Etwa ein Fünftel der gesamten Wirtschaftsleistung des Landes entfällt mittlerweile auf die Hauptstadt. Aber es gibt Befürchtungen, dass der EU-Austritt dieses erfolgreiche Geschäftsmodell in Frage stellt. Zweieinhalb Jahre nach dem Brexit-Schock ist das Selbstbewusstsein angeknackst. Aufmerksam wird zum Beispiel registriert, dass das zuvor schnelle Bevölkerungswachstum in der größten europäischen Stadt seit dem Referendum merklich abgeflacht ist.

Richard Brown, Forschungsdirektor der Denkfabrik Centre for London, hält es für vorstellbar, dass die Einwohnerzahl der Hauptstadt schon vom kommenden Jahr an sinken wird. Eine solche Überlegung hätte noch vor kurzem als abwegig gegolten in einer Stadt, die eigentlich aus allen Nähten platzt. Es wäre der erste Bevölkerungsrückgang seit den achtziger Jahren.

Ein Hauptgrund für die sich abzeichnende Trendwende: Seit dem Brexit-Votum ist die Zahl der Zuwanderer aus der EU nach London stark gesunken. Schon fragen sich London-Experten wie der Politikwissenschaftler Mark Kleinman vom King's College, ob die Metropole an einem weiteren Wendepunkt in ihrer Geschichte ankommt – ob also in London nach einem goldenen Zeitalter des Wachstums die große Party vorbei ist.

Londons Bürgermeister Sadiq Khan jedenfalls sieht einen drohenden harten Brexit als Angriff auf seine Stadt. Nach dem EU-Volksentscheid startete er eine Werbekampagne mit der trotzigsten Botschaft „London is open“. Dazu muss man wissen: Die Einwanderung stärker zu begrenzen („take back control of our borders“) war die wohl wichtigste Botschaft der Austrittsbewegung im Wahlkampf vor dem Brexit-Referendum. Die Regierungschefin Theresa May hat seither angekündigt, den bislang freien Zugang für EU-Bürger zum britischen Arbeitsmarkt nach dem Brexit zu beenden. In London fürchten viele, dass das weltoffene Großbritannien dann zu „Little England“ zusammenschnurren wird. Zu einem Land, das sich selbst klein macht und zu klein wird für ihre Stadt.

Es gibt erste Indizien dafür, dass die Geldmaschine London ins Stocken geraten ist, die Preise am Immobilienmarkt zum Beispiel. Noch immer ist London selbst für viele Besserverdiener unerschwinglich teuer. Aber Makler berichten, in manchen feinen Vierteln seien Wohnhäuser

# MIND

# THE

# GAP

Drei Jahrzehnte lang ist London gewachsen. Nur fürchten viele, dass Großbritannien zu Little England schrumpft. Und dass auch in der Hauptstadt die Party vorbei ist.

Von Marcus Theurer

heute um ein Viertel billiger als vor einem Jahr. Teure Neubauwohnungen, die früher reiche Ausländer gerne als sicheren Parkplatz für ihr Geld nutzten, gehen lange nicht mehr so gut weg wie noch vor wenigen Jahren.

Sollte die Bevölkerungszahl der Acht-Millionen-Einwohner-Stadt in den kommenden Jahren tatsächlich sinken, wäre das ein epochaler Einschnitt – aber keineswegs beispiellos. Tatsächlich ist London über weite Strecken des vergangenen Jahrhunderts geschrumpft. Allein in den krisengeschüttelten siebziger Jahren sank die Einwohnerzahl um 740.000 Menschen, das waren etwa zehn Prozent der damaligen Stadtbevölkerung. Erst Mitte der achtziger Jahre kehrte sich der Trend unerwartet um.

Es ist kein Zufall, dass die damalige Wende ziemlich genau mit dem Beginn der modernen Globalisierungswelle zusammenfiel, also der Entfesselung internationaler Güter-, Kapital- und Bevölkerungsströme. London war ideal positioniert dafür: durch die englische Sprache, die guten Schulen und Universitäten, die günstige geographische Lage in einer Zeitzone zwischen dem aufstrebenden Asien und Amerika sowie durch die damalige Regierungschefin Margaret Thatcher, deren Deregulierung des Finanzwesens im Bankenviertel wie Doping wirkte. All diese Faktoren trugen dazu bei, dass London zum Globalisierungsgewinner wurde.

Vielleicht müsse die Metropole jetzt eine neue Rolle für sich finden, sagt Stadtforscher Brown vom Centre for London: „London sollte sich nicht nur als Hauptstadt der Globalisierung sehen, sondern auch wieder stärker als Hauptstadt Großbritanniens.“

Die Stadt ist heute viel weniger britisch als noch vor einem Vierteljahrhundert. 1991 waren mehr als drei Viertel der Einwohner Londons in Großbritannien geboren. Heute liegt der Anteil bei weniger als zwei Dritteln. In einer Weltstadt trifft sich nun mal die Welt.

Die britische Regierung macht sich Sorgen, dass sich nach einem harten Brexit am Hafen von Dover die Lastwagen kilometerlang stauen werden, weil plötzlich wieder Zollkontrollen nötig sein werden im Handel mit den europäischen Nachbarländern. „Aber in London bringt der EU-Austritt andere Risiken mit sich“, sagt Hauptstadtexperte Brown. „Hier geht es nicht um Lastwagenstaus, sondern um Leute am Abflugschalter in Heathrow, die ein Notebook unter dem Arm klemmen haben.“ Es sei nicht allzu schwer, ein Tech-Start-up-Unternehmen aus dem Londoner East End nach Berlin, Amsterdam oder Paris zu verlagern, wenn man hier nach dem Austritt aus der EU nicht mehr so problemlos wie bisher internationale Mitarbeiter anheuern könnte.

Wie hart der EU-Austritt London auf längere Sicht wirklich treffen wird, weiß heute niemand. Bisher jedenfalls blühen Kultur und Wirtschaft in der Stadt. Die Zukunftsprognosen gehen weit auseinander. Manche Fachleute rechnen damit, dass die Stadt einer der größten Brexit-Verlierer auf der Insel werde, andere glauben, dass die kosmopolitische Hauptstadt den befürchteten Bruch mit „Europe“ viel besser als andere britische Regionen verkraften würde. Optimisten verweisen auf die Weltfinanzkrise vor zehn Jahren, die damals das Bankenviertel der Stadt erbeben ließ. Während andere Teile des Landes bis heute unter den Spätfolgen der Krise leiden, ging der Boom in London nach einer kurzen Schockstarre einfach weiter, als wäre nichts geschehen.

Es gehe nicht nur um Zahlen und die Wirtschaftskraft, sagt Richard Brown vom Centre for London. Sollte die Regierung ernst machen und die Einwanderung nach dem EU-Austritt tatsächlich so stark begrenzen wie angekündigt, könnte das in der kosmopolitischen Hauptstadt einen empfindlichen Nerv treffen. „Bisher ist es für junge Leute aus ganz Europa ziemlich einfach, nach London zu kommen, einen Job zu finden und ein paar Jahre hier zu leben“, sagt Brown. „Das ist ein Teil der Kultur in dieser Stadt geworden, und vor allem junge Menschen haben eine emotionale Bindung an dieses Lebensgefühl.“

Der Brexit sei sicher eine Herausforderung für London, glaubt Politikwissenschaftler Kleinman vom King's College. „Aber die wirkliche Bedrohung ist weniger der EU-Austritt als solcher, sondern dass er ein Ereignis in einem größeren globalen Kontext ist.“ Die Attacken des amerikanischen Präsidenten Donald Trump auf die multilaterale Weltordnung und das Welthandelssystem seien letztlich genauso gefährlich für London, gibt Kleinman zu bedenken. „Es geht hier um mehr. Wenn wir jetzt einen Rollback der Globalisierung erleben, dann wird das dieser Stadt schaden.“

Die perfekte Pizza verdient einen vernünftigen Teller: Dieser hier hat einen Durchmesser von großzügigen 33 Zentimetern und ist aus ofenresistentem Lehm gefertigt. (Kn Industrie)



Hier zu sehen ist ein graues T-Shirt. Eher langweilig – solange man die Hintergründe nicht kennt. Denn dieses graue T-Shirt enthält Algen- und Zinkfasern und gibt beim Tragen Mineralien und Vitamine an die Haut ab.

078

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Jennifer Klein nimmt sich jedes Seidentuchs an, das man ihr vorbeibringt, und macht daraus für seinen Besitzer etwas Neues.



Heston Blumenthal ist am Herd eine Koryphäe. Wer am Everdure-Grill des Kochs steht, kann davon nur profitieren.



Wer Messingtablets auf Kommoden auch nicht mehr sehen kann, aber eine Ablage für den ganzen Kram braucht, beschäftigt sich besser mit Naturmaterialien. Hanne Willmanns Tablett für Schönbuch ist da eine Möglichkeit.



Möbel kaufen macht Spaß, weil man sich einrichtet. Möbel kaufen macht aber auch Angst, weil man sich damit an einen Ort bindet. Die Produktdesignerin Marthe Schliephacke hat eine Lösung: ein System, mit dem man im Leben flexibel bleibt und sich trotzdem ein Zuhause baut.



Na klar, die Dänen: Das Klangkissen Innu wurde für Demenzpatienten entwickelt und macht sich trotzdem gut als Designobjekt.



Schön wär's, aber der Winter ist noch nicht vorbei. Inuikii hat ein Paar Boots, die sich trotzdem schon halbwegs wie Sneaker tragen.



2019 könnte das Jahr der Männerleggings sein. Erstes Argument: Nike hat nun eine Yoga-Linie für Herren. Argument Nummer zwei: diese fetzigen „Meggings“.

MOOD



„Ich wollte die Kontrolle über mein Schicksal“. Alexa Chung, die lange als Model, Moderatorin und It-Girl arbeitete, hat in London ihr eigenes Modelabel gegründet.

# HIER SEILE

Alexa Chung ist berühmt, weil sie sich gut anziehen kann. Jetzt baut sie ihre eigene Modemarke auf. Ein Treffen mit der britischen Stilikone.

Von Jennifer Wiebking



Die Alexa-Chung-Begrüßung geht so: Sie gibt ihrem Gegenüber die Hand, schaut ihm in die Augen, dann wandert ihr Blick weiter und bleibt am Revers des Mantels haften. „Was genau geht da vor sich? Ich meine Ihren Mantel, darunter der Blazer...“ Für die meisten Menschen mag die Kombination ein einfacher Zwiebel-Look sein, was man an einem kalten Tag eben anzieht, wenn morgens noch nicht feststeht, ob der Tag kühl bleiben oder die Sonne noch rauskommen wird. Alexa Chung aber schaut anders auf Mode. Sie prüft die Kombination aus Kleidern, in denen ein Mensch steckt, auf ihre stilisti-

sche Beschaffenheit. Vielleicht gehört das dazu, wenn man Stilikone sein will. Alexa Chung ist eine. Sie gehört zu den wichtigsten, die Großbritannien im Moment zu bieten hat, ein Land, dem es an stilistischen Vorbildern nicht mangelt. Das könnte mit dem Standesbewusstsein der Briten zu tun haben, mit der Jugendkultur oder einfach der größeren Begeisterung für Äußerlichkeiten.

Jedenfalls war da vor langer Zeit einmal Wallis Simpson, dann kamen Twiggy, Marianne Faithfull, später Kate Moss, Sienna Miller, die Herzogin von Cambridge und die Herzogin von Sussex. Irgendwo dazwischen ist Alexa Chung zu verorten. Seit einem Jahrzehnt ist sie nicht nur

wegen ihres Aussehens berühmt, sondern vor allem dafür, was sie daraus macht.

Wenn Kate Moss ihren Anteil am Erfolg von Skinny Jeans und Gummistiefeln hatte, können die Mitarbeiter der Regenjackenmarke Barbour und eigentlich jeder Hersteller von Penny-Loafer-Schuhen Alexa Chung danken, dass sie diese Teile aus der Mottenkiste geholt hat. Als sie um 2007 begann, vor allem wegen ihres Styles bekannt zu werden, nannte man solche Menschen – meistens waren es Frauen – It-Girls. Alexa Chung schrieb sogar ein Buch mit diesem Titel: „It“. Das war vor sechs Jahren, es ging darin um sie selbst, ihre Pferdelelie, ihre eigenen Stilvorbilder,

dazwischen gab es viele Kinder- und Jugendfotos. Im voranschreitenden digitalen Zeitalter wurden aus It-Girls dann Influencerinnen, die über Instagram Trends setzen. Alexa Chung ist noch immer da – und jetzt eben Influencerin. Ihren Einfluss sieht man dieser Tage an den vielen herausgewachsenen Bob-Frisuren. Eigentlich sind es Zottelhaare. Aber sie hat das als erste so getragen, und dann stimmt das auch so.

Die Frau mit den Zauselhaaren und der markanten Augenpartie, die – wie ihr Name – auf ihre Wurzeln hinweist, auf die englische Mutter und den chinesischen Vater, bittet nach der Begrüßung und dem prüfenden Blick in eine Sitzecke. Man trifft sie an diesem Tag nicht in London, sondern in einem Showroom am linken Seine-Ufer in Paris. Um die Sofas sind Dutzende Kleiderständer aufgebaut, Tische, Spiegel. Einkäufer fotografieren und notieren, Models gehen durch den Raum. Ihre Kleider entsprechen dem Alexa-Chung-Stil, sehen ein bisschen so aus, als wären sie 30 oder 40 Jahre alt und trotzdem wieder modern, und haben zugleich etwas Maskulines. Ziemlich viele Referenzen sind hier gebündelt, der Gesamteindruck ist entsprechend unperfekt. Soll er auch sein. Wenn sich die Haare sträuben und der Eyeliner verwischt ist wie nach einer durchzechten Nacht: umso besser.

Sie kann nicht für immer nur eine Influencerin sein. Das hat Alexa Chung selbst irgendwann erkannt. Daher multipliziert sie ihren Stil jetzt und baut die eigene Marke aus – zur Modemarke mit ihrem Namen.

Alexa Chung ist 35 Jahre alt, vor drei Jahren hat sie ihr Label in London gegründet, in De Beauvoir Town im Nordosten der Stadt, wo sie auch selbst wohnt. 30 Leute arbeiten jetzt für sie, und wenn dieser Tag während der Einkaufssaison in Paris Aufschluss geben kann über die Geschäfte, dann läuft es ganz ordentlich.

Natürlich hilft ihr in der Modebranche, die nicht gerade boomt, der Promi-Bonus. Kanye West, die Olsen-Zwillinge, Victoria Beckham, Gwyneth Paltrow, Reese Witherspoon – sie alle machen seit einigen Jahren erfolgreich irgendwas mit Lifestyle. „Andererseits“, sagt Alexa Chung, „stehen dagegen Hunderte Prominente, die das nicht tun. Nur weil man berühmt ist, heißt das nicht, dass man auch Designer sein kann, wobei das ja schon selten genug ist. Viele haben vielleicht einen Sinn fürs Geschäft. Aber wer ist denn dazu noch so besessen von Style, dass er das zum Beruf machen möchte? Und wenn es so ist, braucht es für so ein Vorhaben immer noch starke Nerven. Ich kann Ihnen meinen Kalender zeigen, der ist voll. Ich bin jeden Tag im Büro, verbringe vielleicht drei Stunden mit Fittings, arbeite danach eine Stunde an den Verpackungen, schaue mir unsere Strickware an und habe dann noch eine Schuhkonferenz.“

Alexa Chung holt ihr Handy raus und öffnet Whatsapp. In einer Gruppe suchen sie Anregungen für kommende Kollektionen. „Wir hatten gerade Kuh- oder Hirsch-Motive geplant, das können wir jetzt nicht mehr machen, weil Burberry was in der Richtung hatte.“

Viel Erfahrung und gute Kontakte helfen natürlich dabei, ein Modelabel zu gründen. Als Prominente hat man es noch mal leichter. Alexa Chungs Freunde heißen Christopher Kane und Erdem Moralioglu, das sind zwei der besten Designer der Stadt. „Das mag ich an London“, sagt Alexa Chung. „Alle sind nett zueinander, es gibt keinen Zickenkrieg.“ Man schickt sich gegenseitig Blumen, und sie besucht weiter die Modenschauen anderer Designer.

Bittet sie dort hin und wieder auch um Hilfe? Victoria Beckham hatte in den ersten Jahren als Designerin Unterstützung von Roland Mouret, er war vor einem Jahrzehnt einer der wichtigsten Londoner Designer, vor allem wegen seines Galaxy-Dresses. Es dauerte aber nicht lange, bis das ehemalige Spice Girl über ihn hinausgewachsen war. „Nicht dass sie nicht daran interessiert wären mir zu helfen“, sagt Alexa Chung. „Sie sagen oft: ‚Hey, wenn du mal einen guten Schnittmacher suchst, sag Bescheid.‘ Was sie machen, finde ich großartig. Aber ich mache es dann doch anders. Daher frage ich sie nicht um Hilfe.“

Sie hat nie eine Modeschule besucht, aber die Schule des Lebens. Sie wuchs in Hampshire auf, in einem der *home counties*, in denen es ruhig und ländlich zugeht, die aber trotzdem nicht weit von London entfernt sind. Im Alter von 16 Jahren wurde sie entdeckt, bei einem Musikfestival in Reading. Ein paar Jahre lang arbeitete sie als Model, dann moderierte sie im britischen Fernsehen. Im Jahr 2009 zog sie nach New York und bekam dort eine eigene Sendung bei MTV: „It’s on with Alexa Chung“.

Sieben Jahre blieb sie dort. Mit der Zeit arbeitete sie mit Modemarken auf beiden Seiten des Atlantiks immer enger zusammen. 2010 widmete ihr die Marke Mulberry eine Handtasche, die Alexa Bag. Im selben Jahr begann sie, mit dem amerikanischen Label J.Crew gemeinsame Sache zu machen. „Ich war dort zu der Zeit noch recht unbekannt. Wir sind einfach in einen Bus gestiegen und quer durch Amerika gefahren, mit Pop-up-Stores an allen möglichen Orten. Da habe ich erst verstanden, welche Bedeutung die sozialen Medien und auch persönliche Auftritte haben können.“ 2015 entwarf sie Jeans für das italienische Label AG. „Es ging darum, was bei Jeans technisch möglich ist, wie ein paar Millimeter mehr oder weniger die Silhouette verändern.“ Damals steckte sie schon tief drin im Atelierbetrieb eines Unternehmens. „Es gab da kein großes Team, umso mehr Verantwortung hatte ich.“ Es folgte eine Kollektion mit Marks & Spencer, da ging es dann eher um den Einzelhandel in Fußgängerzonen.

Warum das alles wichtig ist? Weil es Alexa Chungs Ausbildung war für das, woran sie jetzt arbeitet. Künftig soll ihre Marke sie ausmachen, so wie die Olsen-Zwillinge Mary-Kate und Ashley mehr über The Row definiert werden als über alles andere.

„Irgendwann dachte ich: Das kann ich doch nicht den Rest meines Lebens machen.“ Projekte hier und da, an einem Tag als Marken-Botschafterin für Longchamp arbeiten, am nächsten für ein anderes Label bei einem Pressetag anwesend sein, dann nach Schottland fliegen, um einen Abend lang als DJ zu arbeiten, und dann bei AG nachhaken, was die Jeans machen. „Das war mein Training, das war der rote Faden.“

Alexa Chung fertigt jetzt selbst Jeans und Strick und Kleider, alles was sie zuvor in Zusammenarbeit mit Leuten gemacht hat, die sich damit auskennen. Sie arbeitet weiterhin für andere Marken, etwa für Superga, aber wenn, dann immer auf Augenhöhe: Alexa Chung für Superga. Auf Partys und Preisverleihungen trägt Alexa Chung nun Alexa Chung.

Dafür zog sie zurück nach London, suchte sich einen Investor und dann einen Headhunter, um einen Geschäftsführer zu finden. Denn wenn es etwas gibt, was sie in ihrer jahrelangen Praxisausbildung nicht gelernt hat, oder was sie sich zumindest nicht zutraut, dann ist es die Fähigkeit, Zahlen zu lesen. Edwin Bodson, der zuvor bei Haider Ackermann in Paris gearbeitet hat, ist dieser Mann. Er sitzt auch beim Interview dabei, nicht als Pressebeauftragter – sondern für den Fall, dass es Fragen zu den Zahlen gibt. Oder zu dem Thema, das in diesen Tagen jeden britischen Designer stärker beschäftigt als die nächste Kollektion: zum Brexit.

Da hilft auch kein üppiges Investitionspolster. „Der Brexit macht mich sehr traurig, er ist immer im Hinterkopf, es steht ja jeden Tag etwas dazu in der Zeitung“, sagt Alexa Chung. „Der Ausstieg wird auf jeden Fall einen Einfluss auf unser Team haben. Vielleicht nicht sofort, aber wenn die Leute nicht mehr nach Großbritannien ziehen, werden wir das zu spüren bekommen.“ Das britische Ausbildungssystem mit den vielen Kunsthochschulen wie dem Royal College of Art, dem London College of Fashion oder dem Central Saint Martins College hat diese Stadt schließlich auch in Sachen Mode zu einem Sammelbecken junger Talente aus aller Welt gemacht.

An 150 Händler verkauft die Marke Alexa Chung mittlerweile. Vieles wird direkt über den Alexa-Chung-Online-Store abgewickelt. Längst nicht alles wird direkt aus Großbritannien geliefert. Edwin Bodsons Einfall, um sich langfristig vor den Folgen des Brexits zu schützen, war ein zweites Warenlager auf europäischem Boden, in den Niederlanden. „Ein Großteil unserer Artikel geht mittlerweile dorthin“, sagt der Geschäftsführer. „Und wie auch immer der Austritt am Ende aussehen wird: So sind wir weniger abhängig von dem einen Standort.“

Es braucht Mut, mit einem eigenen Label zu beginnen. Bei Alexa Chung fiel die Gründung auf das Jahr 2016, in dem das Brexit-Referendum stattfand. Und das alles in London! Denkbare schlechte Umstände. Sie hätte es auch bleiben lassen können. „Aber es war mir wichtig, mein eigenes Ding zu machen und mich nicht mehr darauf zu verlassen, dass mich andere Leute anrufen“, sagt sie. „Das habe ich gemacht, seit ich 16 Jahre alt war. Es war einfach Zeit für mich, ein eigenes Dach zu bauen, unter dem ich leben und als Frau altern kann.“ Auch eine Stilikone ist nicht frei von Zukunftsängsten. „Ich wollte die Kontrolle über mein Schicksal gewinnen.“



Spiegel ihrer selbst: Models präsentieren im September 2018 in London die Mode von Alexa Chung.



**Irland**  
Simone Rocha



**Irland**  
Richard Malone

# And where are you from?

Viele Wege führen nach London:  
Keine Modemetropole ist bei jungen  
Designern aus Europa beliebter.

Von Jennifer Wiebking



**Spanien**  
Johnny Coca



**Österreich**  
Peter Pilotto

**Belgien**  
Christopher De Vos



**Deutschland**  
Markus Lupfer



**Deutschland**  
Daniela und Annette Felder



**Griechenland**  
Mary Katrantzou



**Estland**  
Roberta Einer



**Kroatien**  
Nataša Čagalj



**Italien**  
Riccardo Tisci

Alle Welt trifft sich in London. Das gilt auch für die Modewelt. Der Designer Erdem Moralioğlu zum Beispiel ist in Kanada aufgewachsen, bevor er zum Studium nach London zog und hier sein Label gründete, Huishan Zhang in China, Rejina Pyo und Eudon Choi in Südkorea, Bora Aksu in der Türkei. Michael Halpern ist New Yorker, Emilia Wickstead kommt aus Neuseeland, Roksanđ Ilincic aus Serbien, Natasha Zinko aus der Ukraine. Im September 2016, wenige Monate nach dem Brexit-Referendum, sagte Zinko bei ihrer Präsentation auf einer Dachterrasse in Mayfair: „Anderswohin würde ich niemals ziehen wollen.“

So denken auch viele Modemacher aus dem EU-Ausland: Mary Katrantzou kommt aus Griechenland, das Designer-Duo Peter Pilotto aus Österreich und Belgien, Nataša Čagalj, Kreativ-Direktorin bei Ports, ist slowenisch-kroatisch, Simone Rocha und Richard Malone kommen aus Irland, Roberta Einer aus Estland, Daniela und Annette Felder aus Deutschland und Johnny Coca, Designer bei Mulberry, aus

Spanien. Und der Neue bei Burberry, Riccardo Tisci, ist Italiener. Er wurde in Neapel geboren und ist in Como aufgewachsen.

Die Londoner Modeszene hat also so viel und so wenig mit Großbritannien zu tun wie der Rest dieser Stadt mit dem Land. Sie spiegelt die Welt wider – und Europa ist besonders nah. Nahe der Old Street in East London zum Beispiel hört man ein Deutsch, das zu gleichen Teilen von Jahrzehnten in Großbritannien und vom Aufwachsen im Schwarzwald gefärbt ist. Der Mann, der es spricht, heißt Markus Lupfer. Er hat eine typische Londoner Mode-Biographie. Lupfer hatte eine Weile in Trier Modedesign studiert, aber er wollte mehr: kreativer arbeiten, freier, weniger schulisches. Also London.

Als er sich 1995 hier einschrieb, war das für ihn, als käme er endlich an – trotz der fremden Sprache. In Technik-Dingen war er seinen Kommilitonen voraus. Dafür brachte man ihm hier bei, einen eigenen Stil zu finden. „Persönlichkeitsentwicklung“ nennt Markus Lupfer das heute. Als Modedesigner musste er diese Persönlichkeit erst finden. Daraus wurde, nachdem

eine Boutique in Covent Garden 1997 seine Abschlusskollektion gekauft und er gut zehn Jahre lang für Topshop gearbeitet hatte, das Modehaus Markus Lupfer.

Zum Studium gekommen, für immer geblieben: Wenn es einen Grund gibt, warum die Stadt für Modedesigner aus aller Welt so oft ein Zuhause wird, dann ist es das universitäre System. Namentlich eine Institution: Central Saint Martins, das heute in der Nähe von King's Cross liegt. „Je mehr ich las, desto öfter begegnete mir diese Londoner Universität“, sagte Roksanđ Ilincic einmal im Interview über ihre Anfänge. Sie war in den neunziger Jahren Architektur-Studentin in Belgrad. Dort erholte man sich gerade erst vom Jugoslawienkrieg, ausländische Modezeitschriften waren für die Studentin viel zu teuer, aber sie musste sie einfach lesen.

Alle Designer, die sie bewunderte, seien an dieser Londoner Kunstschule ausgebildet worden, und über einen Namen stolperte Roksanđ Ilincic damals immer öfter: Louise Wilson, Professorin des dortigen Master-Studiengangs

für Modedesign. Wilson, die 2014 starb, hatte den Ruf, ihre Studenten wie eine sowjetische Ballettlehrerin zu trietzen und so letztlich zu fördern. Als Roksanđ Ilincic ihr schließlich beim Auswahlgespräch gegenüber saß und erzählte, dass sie später gerne ein eigenes Label gründen wollte, habe die Professorin nur gelacht und gesagt, sie wisse nicht, wie hart das sei. Nach dem Studium in den frühen nuller Jahren unterstützte Louise Wilson sie trotzdem. Jetzt, 15 Jahre später, hat Ilincic eine der führenden Modemarken der Stadt.

Auch Markus Lupfer hat beobachtet, wie die Szene in den vergangenen zwei Jahrzehnten internationaler geworden ist. Als er anfing, seien um ihn herum vor allem britische Jungdesigner tätig gewesen. Der Werbeeffect, den „Cool Britannia“ bald auf viele junge Menschen überall auf der Welt haben sollte, hielt sich damals noch in Grenzen.

Ein Jahrzehnt später waren sie da, vor allem die Europäer. Aber selbst da war London modisch noch nicht an dem Punkt, an dem es heute angelangt ist. Es gab gute Absolventen und wichtige Läden, aber viele Designer gingen fort, sobald sie

einigermaßen erfolgreich waren. „London zu verlassen hatte System“, sagte Christopher De Vos, eine Hälfte des Labels Peter Pilotto, einmal über diese Zeit. Die Londoner Modewoche war zuvor, in den nuller Jahren, zu einer Art „flyover Fashion Week“ verkommen, einer Veranstaltung, die man zwischen New York und Mailand ruhig schwänzen konnte.

Dann kam 2008 und die Finanzkrise. Für viele junge Labels in der Stadt bedeutete sie das Aus, für die noch jüngeren Designer, die gerade erst anfangen, Mary Katrantzou, Roksanđ Ilincic, Peter Pilotto, war die Krise hingegen eine einmalige Chance. Denn sie waren klein und flexibel genug, um sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen. „Die Umstände veränderten sich damals schnell“, sagte Roksanđ Ilincic dazu. „Man konnte von einem Tag auf den anderen sehen, wie der Wunsch zu experimentieren zurückgestellt wurde und stattdessen moderate Entwürfe wichtiger wurden – statt Cocktailkleidern mehr Tagesgarderobe.“

Auch Mary Katrantzou machte sich Gedanken, wie sie sich behaupten könnte. „Sollte ich zurück nach Griechenland zie-

hen? Oder nach Paris, um für ein großes Haus zu arbeiten?“, erinnerte sie sich 2015 im Interview mit diesem Magazin. Aber dann ging es erst mal darum, ihre Abschlusskollektion zu präsentieren, und die kam so gut an, dass die Entscheidung gefallen war: Sie bekam ein Stipendium und konnte ihre Kollektion auf einem Stand während der Londoner Modewoche ausstellen. „Ich hatte keine Bestellzettel dabei, ich hatte noch nicht einmal Preise für die Kleider festgelegt.“

Eine der ersten Händlerinnen, die vorbeischaute, kam vom angesagten Laden Penelope aus Brescia. „Sie fragte nach Preisen, und ich antwortete einfach spontan: 250 Pfund für jedes Kleid, das Sie kaufen.“ Ihr Budget auf junge Designer wie Mary Katrantzou zu verwenden war für die Händler zu dieser Zeit riskant, aber es war das kleinere Risiko im Vergleich zu den Preisen, die andere Luxushäuser aufrufen, und der Gewissheit, dass der Kunde in der Finanzkrise auf jeden Fall vorsichtiger mit seinem Geld sein würde.

Natalie Kingham leitet den Einkauf des britischen Online-Hauses Matches-fashion, sie spürt überall auf der Welt

junge, vielversprechende Labels auf. Auch sie sagt heute: „Das war damals eine gute Zeit.“ Viele Talente seien an einem Ort gewesen, hätten sich gegenseitig beflügelt und der Stadt zugleich einen neuen Ruf verpasst – dass es sich in London nämlich sehr wohl auch geschäftlich lohnen kann, ein Label zu führen.

Ob das auch nach einem harten Schnitt mit der EU noch gelten wird, ist unklar. Schließlich könnten sich Musterstücke dann nicht mehr einfach von Italien und Frankreich nach Großbritannien schicken lassen, und Näher aus östlichen EU-Staaten könnten fehlen.

Andererseits: Die Londoner wissen, wie das Leben in einer Stadt dynamisch bleibt. „Diese Offenheit ist einmalig“, sagt Markus Lupfer. Man sieht das schon am Styling der Menschen: Auch wenn nicht jeder Look gutgeht, was soll's? Man sieht es auch angesichts der Geschichte der Stadt: In den sechziger Jahren wurde die damals aufkommende Jugendkultur hier so ausgelebt wie nirgends sonst. Wenn es jemand verstand, Mode und Musik als Treibstoff für gesellschaftliche Veränderung zu nutzen, die kurzen Röcke, die

Papierkleider, dann waren es die jungen Londoner. Die Modeszene profitiert bis heute von diesem Erbe – denn noch immer lockt es Talente an.

Die hohen Mieten und die Lebenskosten in der Stadt sind auf den ersten Blick der Kreativität nicht förderlich. Viele nehmen sie aber in Kauf – und das teure Leben hilft, beim Wesentlichen zu bleiben. Es nimmt der Stadt nichts von ihrer Spannung. Die beste Referenz bleibt die Stadt selbst, denn sie bietet im Kompaktformat all das, was die Welt zu bieten hat. „Sie ist wie ein bunter Kuchen“, sagt Natalie Kingham von Matches-fashion. „Man schneidet ihn an und stößt mit jeder Schicht auf einen anderen Geschmack.“

Gut 40 Minuten braucht man, um mit der U-Bahn vom Westen in den Osten Londons zu gelangen. Die meisten Designer arbeiten im Osten. Natalie Kingham aber hat beobachtet, dass einige nun in ganz andere Gegenden der Stadt ziehen. „Die Fahrt nehmen sie jeden Morgen auf sich, denn es ist keine verlorene Zeit. Mehr kann man währenddessen nicht sehen und erleben.“ Der Weg nach London lohnt sich, egal woher man kommt. ◀



Anzug mit Schottenkaro des Campbell-Clans, Vintage-Hemd von Cenci, Ketten und Ohrring von Slim Barrett, Vintage-Armbänder von Louise Ferdinando

# OLYMPIA

Wie setzt sich eine junge Generation  
in London für Weltoffenheit ein?  
Das Model Olympia Campbell zeigt es.

*Fotos Martin Zähringer  
Styling Louise Ford  
Text Jennifer Wiebking*



Vintage-Oberteil von Cenci, Vintage-Hose von Rokit, Ketten und Ohrring von Slim Barrett, Schuhe von Dorateymur, Strümpfe von Pantherella, erhältlich im Sock Shop



Oberteil und Hose von Carolina Forss, Vintage-Pullover von Cenci, Ketten von Slim Barrett, Vintage-Armbänder von Gillian Horsup, Schuhe aus Olympia Campbells Privatbesitz



Oberteil von Carmen Chan, Vintage-Jeans von Pop Boutique, Ketten von Slim Barrett



Baumwollkleid und Strickpullover von Vintage by Selfish Maids, Ketten von Slim Barrett

# OLYMPIA



Vintage-Kleid von Cenci, Mantel aus Olympia Campbells Privatbesitz, Vintage-Ohringe von Louise Ferdinando, Vintage-Armbänder von Gillian Horsup, Kaschmirstrümpfe von Pantherella, Schuhe von Saint Laurent



Vintage-Blazer von Rokit, Baumwollkleid und Jeans-Schürze von Vintage by Selfish Maids, Ketten von Slim Barrett, Vintage-Armbänder von Louise Ferdinando, Stiefel aus Olympia Campbells Privatbesitz

## OLYMPIA

Europa macht an diesem Vormittag Probleme. Europa steckt irgendwo fest, zwischen Paris und London. Dass Europa nicht einfach so pünktlich an Ort und Stelle ist, erinnert somit auch ein bisschen daran, wovon in den vergangenen Wochen so oft die Rede war: an die Schwierigkeiten, die ein Brexit dem Warenverkehr zwischen der Insel und dem Festland künftig bringen könnte.

Europa ist ein Kleid der französischen Modemarke Saint Laurent, ultrakurz, im Stil des Designers Anthony Vaccarello. Eine Botschaft hat darauf trotzdem Platz: Europa, Sterne auf EU-blauem Grund.

Tragen soll es an diesem Dienstag im Londoner Winter, der milder ist als der Winter auf dem Kontinent, Olympia Campbell. Sie ist nicht nur Model, sondern auch *model* nach englischem Sprachgebrauch: ein Vorbild, als Teil der jungen Generation, die sich seit mehr als zwei

Jahren gegen den Brexit starkmacht, die, wenn er denn kommen muss, für einen fairen Austritt wirbt, der jungen Briten die Zukunft nicht noch weiter verbaut.

Olympia Campbell ist eine Bürgerin dieser Stadt, dieser Weltstadt, und sie macht ihr alle Ehre.

Sie ist Londonerin, Britin, von Geburt an, also seit 23 Jahren – und an diesem Tag ziemlich tapfer. Denn selbst ein milder Winter ist immer noch ein Winter. Viele Sonnenstunden sind für heute angekündigt, und für diese Ausgabe des Magazins, die sich dem Schönen und Schrägen der Insel widmen soll, trifft sich das ausgezeichnet. Wir wollen draußen fotografieren, in einer typischen Nachbarschaft, in Hackney, wo in den Vorgärten Palmen wachsen und Mülltonnen stehen, so wie es in dieser Stadt üblich ist. Einer Stadt, die so britisch ist wie keine andere, und sich zugleich oft genug vom Rest des Landes

unterscheidet. In der man zum Beispiel ähnlich entspannt mit dem Thema Essen umgeht, in der man aber trotzdem nicht so schnell ein Fertiggericht in die Mikrowelle stellt. In der stattdessen auch an diesem Tag der Öko-Lebensmittelhändler hält und die Bio-Ware an die Haustür liefert.

Olympia Campbell sitzt in den Pausen im Studio an einem Heizstrahler. In ihrer Nähe sind immer zwei rote Wärmflaschen, und über ihren Schultern hängt ein grober grüner Cordmantel. Ihre erste Reaktion damals, am Morgen nach dem Referendum vor zweieinhalb Jahren: „Ich habe geweint. Ich bin aufgewacht und habe angefangen zu weinen.“ Sie war mit ein paar Freunden zusammen. „Am Vortag hatten wir bis tief in die Nacht ferngeschaut. Es sah schon schlecht aus. Und das erste, was man mir nach dem Aufwachen sagte, war: Ja, wir gehen raus.“ Sie war schon vor dem Referendum ein Mensch, der sich gerne

äußerte, vornehmlich auf Instagram, wo sie ihre Selbstbeschreibung früher mal im Stil von Naomi Wolf mit den Worten „Vagina, Vagina, Vagina“ versah.

Feministisches zieht sich bis heute durch ihr biographisches Fotoalbum. Seit den Gesprächen über das Referendum und den Brexit ist es auch ihr Forum für Anti-Austritts-Kommentare. Olympia Campbell mit einem Glas in der Hand: „Cheers to no more champagne after Brexit. Sparkling wine only.“ Olympia Campbell bei der Demo für ein People's Vote. Olympia Campbell, die am Tag nach dem Referendum das Bild eines offenen Briefs an David Cameron postet. Ihre Freunde hätten damals nicht so starke Verlustängste gehabt wie sie. „Ich fühle mich sehr britisch, und in dem Moment war mir klar: Wir sind jetzt alleine.“

Wie britisch sie wirklich ist, zeigt auch ein Anzug mit Schottenmuster, den Olym-



Vintage-Lederjacke von Cenci, Wildlederkleid von Saint Laurent, Ketten von Slim Barrett, Vintage-Armbänder von Louise Ferdinando



Vintage-Mantel, Unterhemd und Gürtel von Cenci, Vintage-Hose von Selfish Maids, Ketten und Ohrhring von Slim Barrett, Vintage-Brosche von Gillian Horsup, Schuhe aus Olympia Campbells Privatbesitz

# OLYMPIA

pia Campbell an diesem Tag zum Mode-shooting mitgebracht hat. Es ist das Muster ihrer Familie, des Campbell-Clans, oder zumindest dessen, was davon übriggeblieben ist. Der Anzug, ein Geburtstagsgeschenk, ist brandneu, gerade mal vier Wochen alt, sie hat ihn erst ein Mal getragen. Olympia Campbell wollte etwas Zeitloses, was sie über Jahre hinweg tragen könnte, deshalb ein Anzug, eine Maßanfertigung von John Pearse, der in den Sechzigern an der King's Road die legendäre Boutique „Granny takes a trip“ unterhielt. Mehrere Anproben waren nötig, bis der Anzug saß, mit einer engen und taillierten Hose, einem Jackett mit großem Revers. Dazu das Familienmuster.

Die Ursprünge des Campbell-Clans reichen zurück bis ins 13. Jahrhundert. Im Laufe der Jahrhunderte bildeten sich mit Fremdeinflüssen viele verschiedene Zweige, davon zeugen die vielen Muster dieser Familie. Olympia Campbell gehört entfernt zu den Campbells of Breadalbane, einem recht jungen Zweig, entstanden im 17. Jahrhundert durch Sir John Campbell. Der bekam damals die Ländereien des hoch verschuldeten sechsten Earl of Caithness überschrieben sowie nach dessen Tod seinen Grafentitel. Aus John Campbell wurde John Campbell, erster Earl of Breadalbane and Holland. Es folgten viele weitere John Campbells, allesamt Earls of Breadalbane and Holland, so ging das bis zum zehnten John Campbell. Er verstarb kinderlos im Jahr 1995, und bislang konnte

niemand seinen direkten Anspruch auf den Titel nachweisen. Auch Olympia Campbell sagt: „Der offizielle Clan ist ausgestorben.“ Die Tradition lässt sie trotzdem gerne aufleben. „Ich bin die einzige mit so einem Anzug. Hoffentlich kann ich ihn noch anziehen, wenn ich älter bin. Er ist schon sehr eng.“

Alle Kleider, die Olympia Campbell zum Shooting trägt, sind von Bedeutung. Sei es das Europa-Kleid, das für das steht, wofür sie sich gerade einsetzt, sei es das Schottenmuster ihrer Familie, sei es das viele Vintage, das die Stylistin für diese Strecke ausgesucht hat, denn in keiner Stadt der Welt gibt es besseres als hier. Olympia Campbell ist in der Nähe des Portobello Market aufgewachsen: „Wenn ich nach Vintage-Teilen suche, dann freitagsmorgens am Ladbrooke Grove.“ Dann verkaufen die Händler die wirklich alten Stücke aus den sechziger, siebziger und achtziger Jahren – und nicht bloß den pseudoantiken Kitsch wie am Samstagvormittag an der Portobello Road.

Schottenmuster und Wohngegend deuten darauf hin, dass Olympia Campbell privilegiert aufgewachsen ist. Schon ihre Großmutter war Model. Ihre Mutter, Sophie Hicks, arbeitete beim Society-Magazin „Tatler“ und bei der „Vogue“, bevor sie sich als Architektin einen Namen machte. Olympia ist die Jüngste, sie hat einen älteren Bruder, Arthur, und eine Schwester, Edie, die ebenfalls Model ist.

Natürlich besuchte sie eine Privatschule, wie es in den besseren Kreisen hier üblich ist. Neben dem Studium begann sie zu modeln, auch das kommt öfter vor in dieser Londoner Welt, in der Einfluss, Reichtum und Mode eng verwoben sind. Der Patenonkel ihrer Schwester Edie ist Nicholas Coleridge, Chef des Condé-Nast-Verlags in Großbritannien. Auch aus den Delevingne-Schwestern Cara und Poppy ist ein kleiner Mode-Clan geworden.

Hier die Wohlhabenden, Weltoffenen, dort die Armen, Abgehängten: Natürlich ist der Zustand dieses Landes komplizierter als so ein Satz. Aber dass der Graben, der Großbritannien spaltet, entlang der Chancen und des Bildungsniveaus verläuft, ist trotzdem nicht zu übersehen. „Deswegen zögern viele, etwas gegen die zu sagen, die sich 2016 für ‚Leave‘ entschieden haben“, sagt Olympia Campbell. „Reiche, gebildete Menschen, die sagen, wo es langgeht.“ Sie selbst hat sich bei allem Aktivismus bislang nicht angefeindet gefühlt. „Vielleicht bin ich auch in meiner eigenen Echokammer, und vielleicht interessiere ich mich zu wenig für Finanzen, als dass das für mich eine echte Bedeutung hätte. Mir geht es um das Argument der Jugend.“

Damit trifft sie bei jungen Menschen einen Nerv. „Sie wollten ja mehrheitlich in der EU bleiben.“ Dafür schloss sich Olympia Campbell auch der Interessengruppe „Our future, our choice“ an, schrieb ihrem Abgeordneten im Parlament, machte sich

Fotograf: Martin Zähringer  
Styling: Louise Ford  
Model: Olympia Campbell (Viva London)  
Haare: Simon Khan  
Make-up: Louisa Copperwaite  
Stylingassistentz:  
Emily Gallagher und Florence Armstrong  
Fotoassistentz:  
Ben Breeding, Anna Sophia John  
Fotografiert am 8. Januar 2019 in London



Robert Volhard (Stylepark), Petra Hesse (MAKK), Franziska Michaelis (Stylepark)



Marva Griffin (Salone Satellite), Peter-Philipp Schmitt (F.A.Z.)



Thomas Edelmann, Angelika Kroll-Marth, Helmut M. Bien (Westermann Kommunikation)



Ursula und Patrick L'hoste (Pulpo)



Patrice Bert, Sabine Böhm, Michel Roset (Ligne Roset)



J. Manuel und Sandra von Möller (Bäro)



Alfredo Häberli Ineke Hans



Gerhardt Kellermann, Ana Relvão Jacob Strobel

## NACHTS IM MUSEUM

Zum F.A.Z.-Designempfang anlässlich der „imm cologne“ in Zusammenarbeit mit Stylepark kamen 500 Gäste – und sahen im Museum für Angewandte Kunst Köln auch die Ausstellung „100 Jahre lenkbares Licht“.

Fotos Stefan Finger, Frank Röth



Stephanie und Taidgh O'Neill



Claude Maurer (Ingo Maurer)



Jörg Kürschner, Claudia Kleine (Formstelle)



Philipp Mainzer und Farah Ebrahimi (e15), Stefan Diez



Dick Spierenburg (imm cologne), Rudolf Pütz (Vitra)



Mark Braun, Lisa Beyer (Beyer Roth Weiss)



Marco Dessi, Steffen Kehrle



Peter, Vivie und Moritz Thonet (Thonet)



Joke Rasch und David Einsiedler (Midgard) mit Neo



Melchior Grau, Tobias Grau, Franziska Grau, Mina Hammal, Timon Grau (Tobias Grau)



Esther Schulze-Tsatsas, Dimitrios Tsatsas (Tsatsas)

**W**enn der erste H&M oder Topshop eröffnet, wird es vorbei sein. Da ist sich Catrin Watkins sicher. Dann wird der Osten Londons so tot sein wie die City, mit Straßenzügen voller unbezahlbarer Apartmentblöcke und den immer gleichen Cafés und Klamottenläden.

Catrin Watkins, blondierte Haare, schwarz geschminkte Augen, Fransenjacke, steht in ihrem Laden „Search and Destroy“ an einer Seitenstraße der Brick Lane im Londoner East End. Alte Shirts werden hier auf Kleiderbügeln präsentiert wie Designermode. Drumherum Vintage- und Plattenläden, Graffiti, Straßenmusiker.

Aber auch ein paar Ketten haben hier im wilden Osten schon Filialen eröffnet, Pret a Manger etwa und Subway. Kleine inhabergeführte Cafés mussten schließen, erzählt Watkins, einige Vintage-Shops ebenfalls, vor allem wegen der steigenden Mieten und Gewerbesteuern. Sie befürchtet, mit der nächsten Abrechnung auch ihren Laden aufgeben zu müssen. Spätestens aber mit der ersten Topshop-Filiale.

Das ist eine Angst, die Londonern noch vor 20 Jahren unvorstellbar erschien. Damals wollte niemand ins East End, erst recht keine Kette wie Topshop, die ihren Flagship Store am Oxford Circus hat, fünfeinhalb Kilometer westlich. Das West End steht noch heute für die bessere Gesellschaft. Ins East End blies der Westwind seit jeher Abgase und Gestank. Mit Industrialisierung und Bevölkerungsexplosion wurde es zum Armenhaus der Stadt. Arbeiter, die in den nahegelegenen Docks schufteten, wohnten hier in einer Enge, in der sich Krankheiten schnell verbreiteten. Charles Dickens setzte dem Elend in seinen Büchern ein Denkmal. Schaurige Berühmtheit erlangte das East End durch Jack the Ripper, der hier 1888 mindestens fünf Prostituierte ermordete.

Heute ist das East End, also vor allem der Bezirk Tower Hamlets und einige umliegende Viertel, der spannendste Teil Londons: ein Biotop der Gegensätze. Einwanderer aus Bangladesch versuchen, Touristen in ihre Curry-Restaurants zu locken, vollverschleierte Frauen schieben ihre Kinderwagen, und tätowierte Männer in Trainingsanzügen und mit stumpfem Blick erinnern an die Zeit, als hier vor allem die Arbeiterklasse lebte.

Mittendrin: Läden, Galerien, Restaurants, Bars. Und das „Cereal Killer Cafe“, in dem es eine Schale Cornflakes für fünf Pfund gibt. Vor einigen Jahren wurde das Café von selbsternannten Klassenkämpfern attackiert. Shoreditch, der hippe Teil des East End, nahe der City, ist überall mit solchen Läden. Leute aus aller



For Sale? Viele in der Brick Lane befürchten den Ausverkauf des East End, des östlichen Stadtteils von London.

Foto Helmut Fricke

# END OF THE EAST

Noch vor wenigen Jahren wollte hier niemand wohnen. Dann kamen die Hipster. Inzwischen explodieren die Mieten. Geht der Osten Londons an seiner Popularität zugrunde?

Von Leonie Feuerbach

Welt strömen hier am Wochenende auf den Blumenmarkt an der Columbia Road und auf die vielen Vintage-Märkte.

Abends stehen sie Schlange vor den Pubs und Clubs, die hier erst gegen ein, zwei Uhr nachts schließen, während im Rest der Stadt um 23 Uhr Schluss ist. Aus den Clubs schallt Hip-Hop und Elektro, man singt Karaoke und isst nach Mitternacht noch Falafel. Schilder fordern die feiernde Meute auf Spanisch und Italienisch auf, die Lokale leise zu verlassen.

„Die jungen Leute kamen so ab 2005“, sagt Shamim Ali, der das Restaurant „Meraz“ nahe der Brick Lane betreibt. Im Alter von drei Monaten kam er mit seinen Eltern aus Bangladesch nach London. „Banglatown“ wird das Viertel rund um die Brick Lane auch genannt, die Straßenschilder sind zweisprachig. Alis kariertes Hemd spannt über den breiten Schultern, sein gepflegter Bart ist grau meliert. „Als ich hier aufwuchs, kannten sich alle“, sagt er. „Man grüßte sich auf der Straße. Das ist vorbei.“ Seine Geschwister und Freunde seien weggezogen, weil es ihnen im Viertel zu teuer wurde. Der Vergangenheit trauert er dennoch nicht hinterher. „Die Gegend ist heute zugänglicher“, findet er. „Hierher kommen Menschen aus aller Welt.“

Bis vor zwei Jahren war sein Restaurant eher ein Café, in dem seine Landsleute ganze Nachmittage verbrachten. Als sie die Gegend verließen, renovierte er. Teppich

raus, helle Holzverkleidung rein. Plötzlich kamen die jungen Leute auch zu ihm. Sein Umsatz ist gestiegen.

Einwanderer prägen das East End seit Jahrhunderten. Sie kamen in fünf Wellen: im 17. und 18. Jahrhundert Hugenotten, im 19. Jahrhundert Iren, die vor Hunger, Pest und Typhus flohen, zu Beginn des 20. Jahrhunderts osteuropäische Juden, in den siebziger Jahren Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem heutigen Bangladesch, aus Pakistan und Indien.

„Die jungen Leute kamen so ab 2005“, sagt Shamim Ali, der das Restaurant „Meraz“ nahe der Brick Lane betreibt. Im Alter von drei Monaten kam er mit seinen Eltern aus Bangladesch nach London. „Banglatown“ wird das Viertel rund um die Brick Lane auch genannt, die Straßenschilder sind zweisprachig. Alis kariertes Hemd spannt über den breiten Schultern, sein gepflegter Bart ist grau meliert. „Als ich hier aufwuchs, kannten sich alle“, sagt er. „Man grüßte sich auf der Straße. Das ist vorbei.“ Seine Geschwister und Freunde seien weggezogen, weil es ihnen im Viertel zu teuer wurde. Der Vergangenheit trauert er dennoch nicht hinterher. „Die Gegend ist heute zugänglicher“, findet er. „Hierher kommen Menschen aus aller Welt.“ Bis vor zwei Jahren war sein Restaurant eher ein Café, in dem seine Landsleute ganze Nachmittage verbrachten. Als sie die Gegend verließen, renovierte er. Teppich

ten und Künstlern entdeckt, die sich die Mieten in den etablierten Vierteln nicht leisten können – im Falle des East End waren das Künstlerduo Gilbert & George Vorreiter. Ihnen folgen Galerien, Cafés und Geschäfte. Die Gegend wird aufgewertet, die Mieten steigen. Wer vorher da war, oft Einwanderer, zieht weg. Die junge Avantgarde wird älter und wohlhabender und bleibt im nun etablierten Viertel. Oder sie kann sich das Leben dort selbst nicht mehr leisten, zieht weiter, und das Spiel beginnt von vorn. Im Falle des East End hat diese Gentrifizierung viel Gutes gebracht: Im „Kings Stores“ in Spitalfields, wo es früher hieß, hier bekomme man eher eine Flasche über den Kopf gezogen als ein Bier serviert, gehen heute Leute aus aller Welt Ale und Stout trinken. Die britische Küche mag einen miserablen Ruf haben – im East End werden heute Food-Touren angeboten, bei denen sich italienische Touristen durch Londoner Restaurants futtern. Die Touren verfolgen die Einwanderungsgeschichte nach: ein jüdischer Bagel-

ten und Künstlern entdeckt, die sich die Mieten in den etablierten Vierteln nicht leisten können – im Falle des East End waren das Künstlerduo Gilbert & George Vorreiter. Ihnen folgen Galerien, Cafés und Geschäfte. Die Gegend wird aufgewertet, die Mieten steigen. Wer vorher da war, oft Einwanderer, zieht weg. Die junge Avantgarde wird älter und wohlhabender und bleibt im nun etablierten Viertel. Oder sie kann sich das Leben dort selbst nicht mehr leisten, zieht weiter, und das Spiel beginnt von vorn. Im Falle des East End hat diese Gentrifizierung viel Gutes gebracht: Im „Kings Stores“ in Spitalfields, wo es früher hieß, hier bekomme man eher eine Flasche über den Kopf gezogen als ein Bier serviert, gehen heute Leute aus aller Welt Ale und Stout trinken. Die britische Küche mag einen miserablen Ruf haben – im East End werden heute Food-Touren angeboten, bei denen sich italienische Touristen durch Londoner Restaurants futtern. Die Touren verfolgen die Einwanderungsgeschichte nach: ein jüdischer Bagel-



FOTOS: LEONIE FEUERBACH (4)

Laden, der rund um die Uhr geöffnet hat; der vermeintlich beste Fish-and-Chips-Laden, von Türken betrieben; ein kleines Eckgeschäft mit indischen Teigtaschen; ein Shop mit Cronuts, der in New York erfundenen Kreuzung aus Croissant und Donut; und ein Delikatessengeschäft mit Trüffeln und schwarzer Schokolade.

Nicht jeder kann sich so gut auf den schnellen Wandel einstellen wie Shamim Ali. „Leute mit Geld sind hierhergekommen“, sagt er. „Wenn du ihnen gibst, was sie wollen, kannst du auch die steigenden Mieten zahlen.“ Andere Gastronomen aus Bangladesch finden keinen Zugang zur neuen Bevölkerung. Neben den Weinbars mit ihren Tapas und Käseplatten sehen sie alt aus. Supermärkte bieten inzwischen außerdem ziemlich gute Fertig-Curry-Gerichte an, zum Aufwärmen.

Und das Essen der Arbeiter, die früher einmal die Gegend dominiert haben? Ist kaum noch zu finden – oder schon im Museum gelandet. In Hackney, einem ärmlichen im Nordosten gelegenen Bezirk, dessen südlicher Teil zum East End zählt, steht die Einrichtung eines alten britischen Lokals im Museum. Holztisch, Bänke, Schürze, Kelle und ein großes Schild: „F. Cooke, Pie and Mash Shop“. Pie and Mash, Hackfleischpastete und Kartoffelbrei, ist ein klassisches Essen der Londoner Arbeiterklasse, genau wie Eels and Mash, Aal und Kartoffelbrei, oder jellied Eels, Aale in Glibber. Fred Cooke, Sohn von Robert Cooke, der auch schon Pasteten und Brei verkaufte, eröffnete das Traditionsgeschäft 1910. McDonald's und Kentucky Fried Chicken eröffneten 1997 direkt gegenüber, und Fred Cooke gab sein Geschäft auf. Seither fielen weitere Mash-and-Pie-Shops dem Geschmackswandel zum Opfer, neben dem der Familie Cooke auch die der Kellys und der Manzes.

Reste des alten East End lassen sich auch außerhalb des Museums finden. An der Hoxton Street steht noch ein Cooke-Shop, er wirkt wie aus der Zeit gefallen. Am Tresen steht Harry. Er ist 18 Jahre alt und hat als Kind angefangen, den Wagen des Besitzers zu waschen. Seither hat er immer für die Cookes gearbeitet. Sechs Tage die Woche steht er in der Küche und hinterm Tresen in dem rundum gefliesten Laden mit greller Beleuchtung. Zwei jungen Männern, die sich gegenseitig im Laden fotografieren, ruft Harry zu: „Habt ihr überhaupt was bestellt?“

Früher kehrten die Food-Touren auch bei den Pie-and-Mash-Shops ein. „Aber das sind keine besonders freundlichen Leute, und das Essen ist einfach nicht gut“, sagt eine Führerin. Ihr tut es nicht leid um die Lokale. Andere Londoner sind durchaus nostalgisch. Sie fürchten, dass im coolen East End kein Platz mehr bleibt für die, die schon immer hier waren. Die Pie-and-Mash-Shops geben nicht kampflos auf: Seit gut einem halben Jahr wird bei F. Cooke vegane Pastete angeboten.

Noch immer ist das East End ein Problemviertel. Im Hackney-Museum kommen junge Mütter in einer Multimedia-Installation zu Wort, Flyer informieren über Gruppen gegen häusliche Gewalt und Genitalverstümmelung in Einwanderer-Communitys. Noch heute leben hier mehr Ausländer, Arme und Arbeitslose als im Rest der Stadt. Trotzdem geht es Hackney besser als früher. Nach dem Krieg sparten die Arbeiter, um dem zerbombten Viertel zu entkommen und sich ein Häuschen in einem Vorort leisten zu können. Ihre Kinder sparen, um im inzwischen coolen Hackney leben zu können.

Die Aufwertung einer Gegend bringt Gewinner und Verlierer hervor – der Niedergang fast nur Verlierer.

Die rasend schnelle Aufwertung des East End ist trotzdem beunruhigend. Eine Mietpreisbremse existiert nicht in London. Mieter haben kaum Rechte. Die meisten Verträge werden nur für ein Jahr vergeben. Der Mieterhöhung beim Folgevertrag sind keine Grenzen gesetzt. Für Gewerbeflächen beträgt der Mietzeitraum auch mal bloß einen Monat. Erst langsam regt sich Widerstand gegen dieses System. Krissie Nicolson etwa hat eine Organisation gegründet, die sich für die Belange



In Shoreditch, dem trendigsten Teil des East End, haben die Kneipen bis nach Mitternacht geöffnet. So auch „The Bridge“.



Der Traditionssimbi F. Cooke stellt sich auf die neuen Bewohner des Viertels ein – und bietet nun auch vegane Pasteten an.



Als Juliet Can im East End aufwuchs, galt die Gegend als gefährlich. Heute betreibt sie hier ein Künstlerhaus – mit Warteliste für Atelierplätze.

örtlicher Unternehmer einsetzt, die East End Trades Guild. Die 43 Jahre alte alleinerziehende Mutter hat in Hackney mit steigenden Mieten zu kämpfen gehabt und beobachtet, wie das Leben im Viertel litt, weil Läden deswegen schlossen: „Manche unserer Mitglieder kämpfen mit Mieterhöhungen von 300 Prozent!“

Um dagegen vorzugehen, erstellt die Organisation etwa Statistiken zu Mietpreisen in verschiedenen Straßen. Bei einer drohenden Mieterhöhung kann es helfen, mit der niedrigsten Miete in der Gegend zu argumentieren. Einen Mietspiegel gibt es nicht. Das liegt auch daran, dass Ladenbetreiber zwar oft ihre Geschäftsräume mieten, aber nicht zur Miete leben: Wer es sich leisten kann, kauft Wohneigentum.

Zum Beispiel Matthew Newcombe. Seine Wohnung im East End war einmal eine Sozialwohnung. Die Thatcher-Regierung ermöglichte es den Bewohnern, Sozialwohnungen zu einem Bruchteil ihres

# END OF THE EAST

Werts zu kaufen. Was damals als Wohltat gemeint war, befeuert heute den Mangel an bezahlbarem Wohnraum. Newcombes Zuhause ist eine solche ehemalige Sozialwohnung. „Alle reden schlecht über Hipster, ich auch. Aber eigentlich bin ich natürlich einer“, sagt der 31 Jahre alte App-Entwickler mit Strubbelfrisur. „Und ich bin natürlich auch Teil des Gentrifizierungsprozesses. Schuldig fühle ich mich aber nicht. Für die Armut und den Mangel an Sozialwohnungen ist schließlich die Regierung verantwortlich.“

Viele seiner Freunde, die noch zur Miete wohnen, ziehen gerade weg. Die Kreativen zieht es nach Bristol, Berlin oder Lissabon – oder tiefer in den Osten Londons, nach Newham, Stratford oder Hackney Wick, den nordöstlichen Ausläufer Hackneys, eine noch vor kurzem öde Gegend voller leerstehender Fabrikgebäude und Brachflächen. Hier fanden 2012 die Olympischen Sommerspiele statt. London bewarb sich damals mit dem Versprechen, neuen Wohnraum im Osten der Stadt zu schaffen und die soziale Schere zwischen West End und East End zu schließen. „Legacy“ lautete das Schlagwort. „Aber wie genau dieses Vermächtnis aussehen soll, wurde nie definiert“, sagt Juliet Can.

Sie sitzt im „Stour Space“, einem Künstlerhaus am Kanal in Hackney Wick, das sie selbst mit aufgebaut hat. Was mal eine leerstehende Fabrik war, ist heute ein Haus mit Ateliers, Ausstellungsräumen und Café. Die Materialien kamen von den Olympia-Baustellen. Zwei Stockwerke haben sie an den Rändern der riesigen Backsteinhalle gezogen, dazwischen ist der Raum offen. An den weiß gestrichenen Wänden hängt Kunst, Kletterpflanzen ranken um die Stützpfeiler. Die Achtunddreißjährige kam als Flüchtling im Alter von zehn Jahren mit ihren Eltern aus Uganda nach Ost-London. „Damals trauten sich die Leute nicht mal, dort ihr Auto zu parken“, erzählt sie. „Heute ist die Gegend nicht wiederzuerkennen – im Guten wie im Schlechten.“

Fürs Studium und die ersten Berufsjahre ging Juliet Can ins Ausland, unter anderem nach Berlin. Irgendwann hörte sie, dass ihre Heimatstadt die Olympischen Spiele austragen würde und der Osten davon profitieren sollte – Zeit zurückzukehren. Juliet Can fand eine kleine Wohnung für 500 Pfund im Monat. Und war begeistert vom Gemeinschaftsgefühl all der Leute, die, motiviert von Olympia, etwas für ihr Viertel bewegen wollten. „Aber am Ende haben sie nichts gewonnen außer gestiegene Mieten.“ Für dieselbe Wohnung zahlt sie nun das Dreifache.

Weil sich kaum noch ein Künstler Ateliers im zentralen East End leisten kann, bekommt sie mehr Anfragen, als Plätze im „Stour Space“ zur Verfügung stehen. Arbeitsräume, die früher ein Künstler für sich hatte, teilen sich inzwischen vier. Für eine Schmuckdesignerin oder einen



Ein Mob griff 2015 das „Cereal Killer Cafe“ an. „Wir wollen keine Luxusbauten und Pop-up-Ginbars“, hieß es im Aufruf der Demonstranten.

Origami-Künstler kein Problem. Für einen Skulpteur, der viel Platz braucht, hingegen schon. Gleichzeitig stehen viele Ladenflächen in den Erdgeschossen der neuen Wohnungen um den „Stour Space“ leer. Sie sollten preiswert an Kleinunternehmer und Künstler vermietet werden – angeblich findet sich niemand. Juliet Can weiß, dass das nicht stimmen kann. Früher oder später wird es wohl heißen, jetzt habe man lange genug gewartet und werde an zahlungskräftige Kunden zum marktüblichen Preis vermieten, vermutet sie. Die Mieter werden dann wohl keine Künstler sein.

Doch noch ist es nicht vorbei mit der Kunst im East End. Das ist vor allem der Whitechapel Gallery zu verdanken. Seit

mehr als 100 Jahren steht die Galerie mitten in einem der schmutzigsten Viertel. Seither bringt sie den Menschen Kunst nahe – und befasst sich mit dem East End. Regelmäßig gibt es Projekte mit Schulkindern aus der Umgebung, viele mit Migrationshintergrund, viele aus schwierigen ökonomischen Verhältnissen.

Die aktuelle Ausstellung befasst sich mit einem Schwimmbad, das mitten in der Galerie liegt. Seit ein Investor es gekauft hat, steht es leer. Früher trafen sich hier die Nachbarn. Jetzt platzt der Putz von den Wänden, Spinnweben ranken sich im leeren Becken. Die Investoren kümmern das nicht. Sie wollen gewinnbringend weiterverkaufen und warten auf Wertsteigerung. Erst nach einer Weile wird dem Besucher klar, dass etwas nicht stimmt. So lassen sich die Fächer in den Umkleidekabinen nicht öffnen. Das Schwimmbad wurde bloß für die Ausstellung gebaut. Aber macht das seine Geschichte weniger wahr?

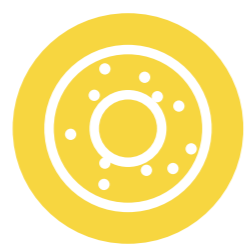
Immerhin passiert mit den leerstehenden Läden in Hackney Wick genau das, was das Kunstwerk anprangert. Auch Iwona Blazwick, die Leiterin der Whitechapel Gallery, beobachtet den Wandel mit Sorge. Doch die Armut will sie nicht verklären, die Vergangenheit nicht zurückholen: „Hier war es mal düster, dreckig und gefährlich.“ Und der Exodus junger Kreativer sei zwar schmerzhaft für London, aber positiv für andere Gegenden Großbritanniens.

Juliet Can ist nicht so optimistisch: „Wir müssen uns fragen, ob es künftig überhaupt noch Platz für Kultur in London geben wird.“ Das klingt grundsätzlichlicher als die Sorge vor einem Topshop. ◀

# SAG'S MIT BLUMEN



## WHAT TO DO IN LONDON'S EAST



### HACKNEY CITY FARM

1984 eröffnet, um benachteiligten Kindern die Möglichkeit zu geben, etwas über Tiere zu lernen, ist dieser kleine charmante Bauernhof heute ein Ausflugsziel für junge Hipster-Eltern und ihre Kinder. Den Weg zur Farm säumen ein verpackungsfreier Bio-Laden und ein Café, drinnen lassen sich Schweine, Schafe, Gänse und ein paar umherstreunende Katzen beobachten. Über Schweine können Besucher zum Beispiel lernen, dass sie angeblich klüger sind als Hunde – und dreijährige Kinder.

### REGENT'S CANAL

Take a walk along the Canal! Während das Ufer der Themse oft verbaut ist, lässt es sich am Regent's Canal wunderbar spazieren. Und das East End ist hier nicht schmutzig-cool, sondern wirklich hübsch. Von der Hackney City Farm aus geht es nördlich zum Wasser, dann gen Westen am Kanal entlang. Nach etwa 20 Gehminuten macht der Kanal eine Abzweigung. Nicht vom Eisengitter irritieren lassen, das lässt sich einfach öffnen! Am Ende des Kanal-Arms liegt das „Toconoco“, ein japanisches Café, das starken Matcha Latte verkauft. Der Wandel der Gegend ist unverkennbar: Die Häuser sind erst in den vergangenen Jahren gebaut worden, zum Unmut der Hausboot-Bewohner, die zuvor von Bäumen umgeben waren.

### BEIGEL BAKE

Mitten an der Brick Lane gibt es an 365 Tagen im Jahr 24 Stunden lang Bagel – für eine Stadt mit Sperrstunde und ohne „Spätis“ wie in Berlin eine Besonderheit. Dort ist die Schlange immer lang. Aber die resoluten Frauen hinter dem Tresen sorgen dafür, dass es schneller geht, als man denkt. Am meisten ist vor Weihnachten los. Denn am Morgen des wichtigsten christlichen Feiertags essen die East-Londoner traditionell dieses ursprünglich jüdische Essen. Die jiddischen „bejgl“ oder „bajgl“ lassen sich auf Englisch „Bagel“ oder eben „Beigel“ schreiben. Besonders gut ist der mit Lachs und Frischkäse.

### LITTLE GEORGIA

Das East End ist so voll mit guten Restaurants, dass es eigentlich unfair ist, eines auszuwählen. Aber was soll's: Das „Little Georgia“ liegt etwas abseits des Trubels von Brick Lane und Shoreditch und bietet sättigendes georgisches Essen wie gefüllte Auberginen oder Rote-Bete-Suppe für in London geradezu unglaublich niedrige Preise an. Die Gäste sitzen in Erd- und Untergeschoss an einem knappen Dutzend schlichten Holztischen. Sie können aus drei Hauptgerichten mit und zwei ohne Fleisch wählen und, besonders charmant, dürfen ihren eigenen Wein mitbringen. Denn das „Little Georgia“ hat keine Ausschank-Lizenz. Zufall oder nicht: Ein paar Meter weiter gibt es ein bis in die Abendstunden geöffnetes Weingeschäft.

### COLUMBIA ROAD FLOWER MARKET

Jeden Sonntag kommen vom frühen Morgen an Tausende Londoner auf diesen Markt, um Sträucher, Gartenpflanzen und Knollen abzugreifen. Nach dem Blumenkauf gibt's eine Tasse Tee auf der Terrasse des Pubs „The Royal Oak“. Oder gleich ein frisches saisonales Mittagessen bei „Rochelle Canteen“. Das Restaurant liegt im Innenhof einer Schule am grünen Arnold Circus, ein paar Gehminuten vom Markt entfernt. Wer rein will, muss am Portal klingeln.

Blumen berühren, knüpfen erste Bande, sie können um Verzeihung bitten oder Aufmerksamkeit wecken. Seit 111 Jahren liefert Fleurop die schönsten Meisterwerke für Menschen, die ihren Lieben eine Freude machen wollen. Nicht vergessen: Am 14. Februar ist Valentinstag!

Mit dem Gutscheincode **FAZMVAL15** erhalten Sie 15 % Rabatt auf [www.fleurop.de](http://www.fleurop.de) (bis zum 28.02.2019).





Am Little Green in Richmond: Der deutsche Illustrator Axel Scheffler lebt in dem westlichen Londoner Stadtteil.

Foto Helmut Fricke

# „AN MIR LAG'S NICHT“

Axel Scheffler, Erfinder des „Grüffelo“ und Einwohner von London, über die Engländer und die EU

Interview Tilman Spreckelsen  
Zeichnungen Axel Scheffler

*Herr Scheffler, verlässt Großbritannien demnächst wirklich die EU?*  
Es gibt immer noch eine riesige Ungewissheit. Im Grunde sind wir keinen Schritt weiter als am 24. Juni 2016, dem Tag nach dem Referendum. Keiner weiß, was Großbritannien eigentlich will, es gibt keine Mehrheit für irgendetwas. Alles ist möglich. Und die Briten glauben immer noch, dass die EU in letzter Minute Konzessionen machen wird.

*Und ein neues Referendum?*  
Ich war schon gegen das erste, weil es in einer parlamentarischen Demokratie keine solchen Referenden geben sollte, wenn es um derart große Fragen geht. Aber ein zweites Referendum scheint im Moment einer der letzten Auswege aus dieser Misere zu sein. Wobei ja nicht einmal feststeht, dass die Briten dann für „Remain“ stimmen.

*Warum gab es beim ersten Mal eine Mehrheit für „Leave“?*  
Es gibt haufenweise Gründe und Analysen. Viele sagen: Es ging bei dem Referendum gar nicht um Europa, sondern um ein Unbehagen an der Politik und an der Regierung. Es gibt in England eine EU-Feindlichkeit, die 40 Jahre lang gepflegt wurde. Es hat den Leuten niemand erklärt, was eigentlich die Vorzüge dieser EU sind.



*Sie leben seit 1982 in England. Ist die EU-Feindlichkeit größer geworden?*  
Das scheint so zu sein. Wobei ich das aus persönlicher Anschauung nicht beobachten kann, weil ich ja in London in dieser Blase von Leuten lebe, die nicht gegen ein vereintes Europa und gegen die EU sind. Aber es gibt offenbar draußen im Lande diese Feindlichkeit. Hätte mich jemand, als ich ankam, gefragt, ob das möglich wäre, dann hätte ich demjenigen gesagt: Du spinnst wohl!

*Wie hat sich das Land in diesen Jahrzehnten verändert?*  
Damals war es ein anderes England. Da stand die Milchflasche noch vor der Tür, und es war schwer, außerhalb von London einen guten Kaffee zu finden. Europa war nie ein Thema. England und besonders London sind inzwischen sehr viel offener geworden. Umso überraschender ist jetzt diese Umkehrung des Gefühls. Während der Brexit-Diskussion wurden Statistiken veröffentlicht, wie viele Briten noch nie im Ausland gewesen sind – das waren erschreckend viele. Die Deutschen sind da erheblich reisefreudiger.

*Erscheint Europa den Briten vor diesem Hintergrund wie etwas, von dem die einen profitieren und das den anderen sehr fremd bleibt?*



„Britannia in Seenot“: Seinen illustrierten Kommentar zum Brexit hat Axel Scheffler für dieses Magazin gezeichnet.

Ausschlaggebend in der Brexit-Debatte war sicher, dass es eine große Spaltung in der Gesellschaft gibt. Dass die gehobene Mittelklasse ein gutes Leben führt, während sich andere das Reisen etwa gar nicht leisten können. Und durch die Politik der konservativen Regierung in den letzten Jahren ist die Schere noch größer geworden. Da ist was dran an der Diskrepanz der Wahrnehmung von Europa durch unterschiedliche Gesellschaftsschichten.

*Warum engagieren Sie sich so für Europa?*  
Weil ich finde, dass Europa mein persönliches Leben sehr bereichert hat, mit der Möglichkeit, in einem anderen Land, einer anderen Kultur zu leben. Und Frieden ist für mich immer noch das größte Argument. Ein britischer Wissenschaftler hat gesagt: Der Grund dafür, in Europa zu bleiben, sei, nicht wieder von den verdammt Deutschen bombardiert zu werden. Wir haben das so lange als selbstverständlich angesehen, dass wir in Frieden und Wohlstand zusammenleben können. Das sehe ich jetzt gefährdet an allen Ecken und Enden.

*Sie sind Künstler und weithin bekannt. Wie weit trägt das?*  
Ich glaube, das hat keinerlei Effekt. Ich hatte die naive Vorstellung, dass es

wahrgenommen wird, wenn ich etwas sage oder die „Grüffelo“-Autorin Julia Donaldson. Ich bekomme auch für die Ausstellung und das Buch viel Zuspruch. Doch das reicht nicht weit über unseren kleinen Kreis hinaus, die Londoner Verlagsszene. Wenigstens kann man dann später sagen: An mir lag's nicht.

*Gab es je die Idee, ein neues „Grüffelo“-Buch herauszubringen, in dem dieses Wesen gegen den Brexit kämpft?*  
Nicht wirklich. Ich glaube, schon der Verlag würde verhindern, dass unsere Charaktere direkt politische Stellung beziehen. Einen gewissen Einfluss gibt es aber schon. Der neueste Text von Julia Donaldson ist inspiriert von dem Thema „Wie geht man miteinander um und wie mit Fremden?“ Es ist eine Romeo-und-Julia-Geschichte im Weltall, mit zwei anfangs verfeindeten Gruppen von Außerirdischen. Es gibt ein Happy End, und alle sind zusammen.

*Verdanken Sie Ihre Bekanntheit den hiesigen Bedingungen? Oder wäre es ähnlich geworden, wenn Sie von Hamburg nach Paris gegangen wären?*  
Ich verdanke England sehr viel, der englischen Verlagsindustrie, der Art, wie Engländer Bilderbücher machen, und besonders meiner Verlegerin Kate Wilson.

Ich denke, ich hätte diese Karriere in Deutschland oder Frankreich so nicht haben können. Ich wäre nicht da, wo ich jetzt bin.

*Und künstlerisch? Ist London auch hinsichtlich der Kontakte zu anderen Künstlern ein besonderer Ort?*  
Kulturell ganz sicher. Aber für mich waren die Momente, die ich auf Buchmessen verbracht habe und internationale Kollegen getroffen habe, in dieser Hinsicht fast wichtiger, als in London zu sein. Auch das ist europäisch vernetzt, da ist es ein bisschen egal, wo man ist. Aber die britische Kinderbuchbranche ist schon durch die Sprache weltweit wichtig. Man braucht sich dafür nur auf der Kinderbuchmesse in Bologna anzusehen, wie groß die britische Halle ist und wie klein die französische und die deutsche Ecke, um zu sehen, welche Rolle das Kinderbuch als Exportartikel in Großbritannien hat. Davon habe ich sicher profitiert.

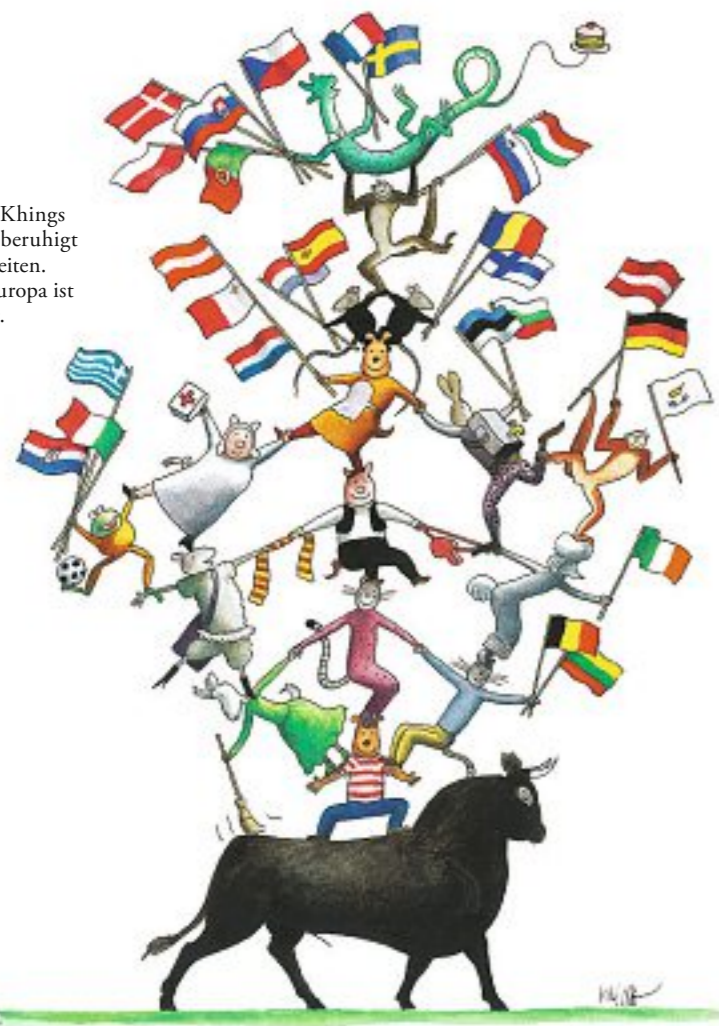
*Muss man befürchten, dass es die Verlage nach dem Brexit schwerer haben?*  
Ich sehe jetzt schon, dass sich die britischen Verlage überlegen: Was machen wir eigentlich mit Mitarbeitern aus der EU, die für uns wichtig sind? Kommen überhaupt noch Leute zu uns?

*Wie steht es um die Kreativität der Szene?*  
Es kann sein, dass London an Attraktivität verliert und Berlin attraktiver wird. Die Kunstszene in London war die vergangenen 20 Jahre total aufregend, weil sie so international war. Großbritannien hat davon sehr profitiert. Im Vergleich zu anderen Bereichen ist diese Kreativitätsindustrie aber ein Aspekt, der von den Politikern vernachlässigt wird. Es gab neulich eine Erklärung der Musikbranche: Wir sind Weltspitze, und durch den Brexit bringen wir das in Gefahr.

*Gerade zeigt in London eine Ausstellung die Angelsachsen als mit dem Kontinent eng vernetzte Vorfahren der heutigen Briten. Und wir sitzen hier im British Museum, das Kunst von überallher zeigt. Ist das vielleicht das wahre England, das in alle Welt binausschaut? Oder ist das wieder eine Blase?*

Nein, das ist keine Blase. Es gibt einfach zwei Seiten von England: tolle Universitäten, tolle Schriftsteller, tolle, weltoffene Intellektuelle. Der Austausch hat eigentlich immer stattgefunden, England war nie abgeschnitten von europäischen kulturellen Entwicklungen. Es sind einfach zwei Seiten eines Landes. Nur können die auf der einen Seite anscheinend gerade lauter schreien als die anderen – was uns gerade sehr betrübt.

Thè Tjong-Khings  
Zeichnung beruhigt  
in diesen Zeiten.  
Sie zeigt: Europa ist  
stark genug.



## DRAWING EUROPE TOGETHER

Axel Scheffler hat Zeichnungen europäischer  
Illustratoren zusammengetragen



Für Emily Gravett  
sieht Großbritannien  
ziemlich einsam aus.



Tiger und Katze  
von Judith Kerr  
schwenken lächelnd  
Europafahnen.



**E**in Bus, blau lackiert mit goldenen Sternen. Die Passagiere sind Kinder, von denen zwei sogar auf dem Busdach sitzen und Geige spielen. Ein dritter Platz dort oben ist leer. Hinter dem Bus aber rennt ein Junge mit einem Instrumentenkoffer in der Hand. Sein Pullover trägt die Farben der britischen Flagge. Und durch die noch immer geöffnete Busstür geben ihm die Kinder Zeichen, er solle sich beeilen. Alle warten nur darauf, dass er sich zu den anderen setzt.

Die Botschaft in Bruce Ingmans Zeichnung könnte gar nicht klarer sein. Der Künstler schreibt dazu: „Ich hoffe wirklich, dass es noch nicht zu spät ist und dass die Leute vernünftig werden. Ich liebe es, Teil von Europa zu sein, und meine Kinder lieben es auch.“

Ingman, geboren 1963 in Liverpool, hat seine kolorierte Zeichnung für eine Ausstellung geschaffen, die Werke von britischen, deutschen, französischen und niederländischen Künstlern umfasst. Gezeigt wurde sie im vergangenen Jahr unter anderem im Institut Français in London. Wer sie besuchte, sah in zwei großen Sälen, wie emotional sich einige der bedeutendsten Illustratoren unserer Zeit dem Thema „Europa“ nähern, mit wie viel Wärme sie jene Gemeinschaft darstellen, die im Lauf der Jahre mit ihnen gewachsen ist und die sich bisher immer weiter zu vertiefen schien. Die ihre Grenzkontrollen so weit reduzierte, dass man heute kaum merkt, wenn man ein anderes Land betritt, und die es mit ihren vielgescholtenen Normierungen und einer gemeinsamen Währung den Bürgern leichter machte, sich überall zurechtzufinden.

Zustande brachte diese Ausstellung Axel Scheffler, der seit 1982 in England lebt und spätestens mit dem Bilderbuch „Der Grüffelo“ zu einem der beliebtesten und bekanntesten Illustratoren überhaupt geworden ist. Seine Bücher, von denen viele auf Texten von Julia Donaldson beruhen, sind millionenfach in der Welt verbreitet, nach ihnen sind Filme und zahlreiche weitere Adaptionen entstanden. Gerade in Berlin eine „Grüffelo“-Oper mit Musik von Ivan Nagel uraufgeführt worden.

Scheffler setzt seine Bekanntheit dafür ein, dass er mit seiner Erbitterung und Enttäuschung über die Brexit-Entscheidung gehört wird, in der nicht mehr allzu großen Hoffnung, etwas dagegen aussprechen zu können. Er gibt Interviews, spricht das Thema in Dankesreden bei Preisverleihungen an, und er versammelte die Zeichnungen der Ausstellung in dem Buch „Drawing Europe together“, für das er auch ein Vorwort geschrieben hat. Nach der englischen Ausgabe bei Pan Macmillan erscheint jetzt die deutsche im Verlag Beltz & Gelberg.



Bruce Ingmans  
Botschaft ist klar:  
Die Tür ist geöffnet,  
es ist nicht zu spät für  
Großbritannien.

Die Liebe der Zeichner zu Europa wird auch durch deren Lebensläufe beglaubigt. Axel Scheffler lebt als Deutscher mit einer französischen Partnerin in der britischen Hauptstadt. Die Autorin Judith Kerr, deren Kindheitsgeschichte durch ihr Buch „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ bekannt geworden ist, fand nach der Flucht der Familie aus Deutschland in England eine neue Heimat und ist mit ihren populären Bilderbüchern („Der Tiger, der zum Tee kam“, „Mog, die vergessliche Katze“) eine Säule des britischen Kinderbuchmarkts. Sie steuerte eine Zeichnung ihrer beiden bekanntesten Charaktere bei, die mit herzlichem Lächeln Europafahren schwenken; die Katze Mog hält dabei die Fahne gut fest.

Eine Mischung aus Freude an Europa und Sorge um die Gemeinschaft prägt viele der Zeichnungen dieses Bandes. Dass sich in der Brexit-Entscheidung nicht zu



Benji Davies: Schlangen greifen das EU-Nest an.

letzt auch eine ethische Frage verbirgt, machen die Bilder allemal deutlich. Es geht nicht nur um die Schwierigkeiten beim Reisen oder die Grundversorgung mit Gütern, es geht auch um die Frage, wie viel Offenheit und Durchlässigkeit unsere Gesellschaft verträgt und wie wir generell zum Fremden stellen.

Vielleicht hilft in all dem Bangen um Europa aber auch ein Blick auf das Bild, das der niederländische Zeichner Thé Tjong-Khing zu Schefflers Projekt beisteuerte: Da balancieren Tiere auf dem Rücken eines Stiers. Die Hunde, Katzen und Kaninchen haben Fahnen europäischer Nationen in der Hand und bilden zusammen eine kunstvolle Figur – „Together we are great“ steht handschriftlich daneben. Am bemerkenswertesten aber ist der Stier. Er trägt das alles ohne Anzeichen von Erschöpfung. Europa, soll das wohl heißen, ist stark genug. (spre.)

Die Illustrationen stammen aus dem Band „Europa. Bilder von 45 Illustratorinnen und Illustratoren. Mit einem Vorwort von Axel Scheffler“ (Beltz & Gelberg, 12,95 Euro), der am kommenden Mittwoch erscheint.



Tracey Emin Werk „My Bed“ von 1988 wurde 2014 in einer Londoner Auktion für 2,2 Millionen Pfund versteigert.



Sarah Lucas macht schamlos-witzige Konzeptkunst und spielt dabei mit Geschlechter-Stereotypen.



Jenny Saville malt massive Frauenkörper auf enorme Leinwände und konterkariert so herrschende Schönheitsideale.

**C**ool Britannia“ hieß es vor gut zwei Jahrzehnten. Mode, Musik und Kunst waren gemeint, die Anspielung auf das patriotische Lied „Rule, Britannia!“ ist klar. Es war die Zeit von Tony Blair, der als Vorsitzender der Labour-Partei von 1997 bis 2007 Premierminister war. Abgelöst hatte er zwar den Konservativen John Major, aber in den Knochen und Herzen vor allem der Künstler saß noch Majors Vorgängerin Margaret Thatcher, die „Eiserne Lady“.

Zu Beginn dieser Zeit, 1997, nahm die Ausstellung „Sensation“ von der traditionsreichen Royal Academy of Arts in London aus ihren Weg nach Berlin in den Hamburger Bahnhof und nach New York ins Brooklyn Museum. Allein in London zog die aufregende Schau mehr als 350.000 Besucher an – was Wunder, angesichts der Provokationen, die zu besichtigen waren. Sie kamen von einer losen Gruppe junger britischer Künstler, die es seit Ende der achtziger Jahre gab. Die meisten hatten die berühmten Lehranstalten Goldsmiths College und Royal College of Art absolviert und äußerten sich in Werken, die man so bisher nicht gesehen hatte. Berühmt und berüchtigt wurden sie als Young British Artists (YBAs). Die informelle Ägide hatte Damien Hirst, dessen Namen heute jeder kennt, schon wegen der Preise für seine Arbeiten, die Rekorde für Werke der Gegenwartskunst brachen.

Die YBAs waren also keine klassische „Sezession“. Hinter ihnen stand der Werbe- und Sammlertycoon Charles Saatchi. Ihre Vermarktung wurde durch die Auktionsfirma Christie's mit durchschlagendem kommerziellen Erfolg direkt lanciert, in einer Londoner Versteigerung bereits am 8. Dezember 1998. Sie trug den Titel „130 Works from the Saatchi Collection to Create Bursaries for Young Artists“ und war eine Benefiz-Veranstaltung für Künstlerstipendien. Betrachtet man heute, nach gut zwei Jahrzehnten, den „Sensation“-Katalog, fällt eines jedenfalls auf: Unter den insgesamt 42 Teilnehmern der Schau waren immerhin zehn Künstlerinnen, deren bis heute dauernde Karrieren damit ansprangen – unter ihnen Mona Hatoum, Fiona Rae oder Rachel Whiteread.

Zu den Frauen bei „Sensation“ gehörte auch Tracey Emin, geboren 1963. Sie hatte in der Schau ein kleines blaues Zelt aufgestellt, dessen Innenwände sie bestickt hatte mit Namen: „Everyone I Have Ever Slept With 1963 bis 1995“ war der Titel. Diese Erinnerung an alle, mit denen sie das Lager geteilt hatte (und zugleich daran, wie das Leben und die Kunst zusammengehen, auch als handwerkliche Tätigkeit), gibt es nicht mehr. Das Zelt fiel 2004

# YBAs

Die Young British Artists haben  
die Kunstszene umgekrempelt.  
Allen voran drei Frauen.

Von Rose-Maria Gropp

dem Brand in einem Kunstlager zum Opfer. Doch Tracey Emin ist geblieben. Sie verknüpft weiter ihre von Verletzungen durchzogene Vita – 2009 in ihrer anrührenden Autobiographie „Strangeland“ beschrieben – mit ihrer rückhaltlos authentischen Kunst, deren Intensität kaum auszuweichen ist, egal ob auf Papier, in Installationen oder Neonschriften. 2007 gestaltete sie als erste Künstlerin überhaupt (nach Rachel Whiteread) den britischen Pavillon der Venedig-Biennale; 2011 wurde sie Professorin für Zeichnung an der Royal Academy (neben Fiona Rae). Auch der Kunstmarkt kennt sie: Ihr – ungemachtes – Bett mit den Spuren einer Liebesnacht („My Bed“ von 1988), kam 2014 in einer Auktion auf 2,2 Millionen Pfund.

Selbst für „Sensation“-Verhältnisse ziemlich weit trieb es Sarah Lucas, geboren 1962 in London. Sie stellte eine fiese beigefarbene Doppelmatratze am Kopfteil auf, an dem auf der rechten Seite zwei Melonen hingen. Den unteren Rest bestückte ein leerer Wassereimer und eine zwischen zwei Orangen aufgerichtete Gurke. War das Kunst? Oh ja, Konzeptkunst, mit dem Titel „Au Naturel“.

Die schamlos witzige Ur-Matte ist nie im Auktionsmarkt aufgetaucht, andere Werke von Sarah Lucas schon, für teils sechsstellige Preise. Sie spielt weiter aggressiv und ironisch mit Geschlechter-Stereotypen, wie bei den schlaffen „Bunny“-Stoffpuppen, Unterleibern ohne Kopf mit überlangen Ohren und Strümpfen an den dünnen Beinen. Ihre Installationen und Objekte treiben die Schock-Effekte des Punk mit den Mitteln der Kunst weiter.

Jenny Saville, Jahrgang 1970, war schon begehrt, als „Sensation“ startete. Bereits ihre erste Ausstellung in der Saatchi Gallery in London machte Furore. Vielleicht, weil Saville so ungeheuer malerisch ist, wenn sie ihre massigen Frauenleiber auf enorme Leinwände haut. Mit so viel ungeschütztem Fleisch schließt sie an die Tradition britischer Großkünstler wie Francis Bacon oder Lucian Freud an, und zugleich konterkariert sie die herrschenden Schönheitsnormen für den weiblichen Körper.

Eines ihrer bei „Sensation“ gezeigten Bilder, das 3,3 mal 3,3 Meter messende „Shift“, auf dem fünf Leiber wie Sardinen in einer Büchse gedrängt lagern, erzielte im Juni 2016 in einer Londoner Auktion 5,95 Millionen Pfund; geschätzt war es auf höchstens zwei Millionen. Mit „Prop-ped“, schon 1992 gemalt und ebenfalls aus „Sensation“, gelang ihr im Oktober 2018 dann ein echter Rekord: Auf dem gut zwei mal 1,80 Meter großen Bild sitzt eine übergewichtige junge Frau nackt, wie aufgebockt, auf einen Bettposten, nur bekleidet mit zu engen weißen Hochzeitschuhen. Das umwerfend radikale Bild machte Jenny Saville mit dem Zuschlag von 8,25 Millionen Pfund zur in einer Auktion höchstbezahlten lebenden Künstlerin.

Fast alle Young British Artists wirken nach – und erfolgreich weiter. Ob die gärende Gegenwart Großbritanniens noch einmal eine solche Wucht und Leidenschaft hervorbringen kann, ist fraglich. Künstler und Künstlerinnen müssen sich an der Wirklichkeit reiben. Die YBAs konnten sich zudem auf den Punk stützen, der in England von den Siebzigern an beträchtliche Dynamik entfaltete, bis hin zur Mode etwa der Designerin Vivienne Westwood. Eng verbunden war der Punk mit der Musik, exponiert in der Band Sex Pistols. Bei „Sensation“ zeigte Gavin Turk sein Werk „Pop“ als eine bittere Hommage: In einer Glasvitrine steht die lebensgroße Fiberglasskulptur des Bassisten Sid Vicious in der Haltung von Andy Warhols „Elvis“-Ikone; er war 1979 im Alter von 21 Jahren nach dem Verdacht, seine Freundin ermordet zu haben, an einer Überdosis Heroin gestorben. Der Einfluss der YBAs und ihrer Methoden auf die zeitgenössische Kunst ist kaum zu überschätzen. Ein vergleichbarer Aufbruch steht aus.

**DER LANDHAUSSTIL**

Für den Adel ist es Freizeitbekleidung, für den Rest der Welt „die feine englische Art“: Zum Sonntagsausritt tauscht die Lady Perlenkette und Etauikleid gegen Jodhpurstiefel und Barbourjacke. Passabel zu reiten oder zumindest sattelfest zu sein gehört zum guten Ton. Wer hoch zu Ross talentfrei ist, sollte wenigstens eine saubere Rückhand spielen können, das gilt für Frauen wie Männer. Der Gentleman logiert auf einem cognacfarbenen Chesterfield-Sofa aus Leder und lädt zu einer Partie Backgammon bei einer Tasse Tee mit Milch ein. Er trägt Bundfaltenhose und Tweed-Jackett mit Glencheckmuster. Das Karo ist typisch britisch, der Terminus für eine Abwandlung des Musters trägt sogar die britische Königsfamilie im Namen: Prince-of-Wales-Check. Aber, Achtung! Es ist ein Glencheck-Muster mit einem feinen

Überkaro. Das wurde für Edward II. von England gewebt, der Anfang des 14. Jahrhunderts Fürst von Wales war. Im 20. Jahrhundert trug ein anderer Fürst von Wales, Edward VIII., der spätere Duke of Windsor, auch gerne das Muster, aber ohne Überkaro, und so werden beide bis heute munter verwechselt. Überhaupt ist Karo so wesentlich für die Briten wie für Hessen das Gerippte (auch eine Art Karo). Auch das schottische Tartan-Muster ist in fast jedem Kleiderschrank vertreten, und sei es nur als Innenfutter. Es ist ein Überbleibsel der Hochland-Begeisterung von Königin Viktoria. Die ältesten Tartan-Faserspuren hat man übrigens in chinesischen Mumien in Xinjiang gefunden – aber wer wird da schon kleinkariert sein?

*Lieblingsausruf:* Blimey!

*Was man von ihnen lernen kann:* Understatement.



# BRIT CHIC

Diese Briten! Fahren auf der falschen Straßenseite, sind Dandys, trinken Tee und tragen im Winter kurze Hosen. Eine Nation in sieben Klischees.

*Von Isabelle Braun, Illustrationen Jan Bazing*

**DER DANDY**

Dandyismus ist nicht nur ein Look, es ist eine Lebenshaltung. Ihre Anhänger zelebrieren Exzentrik, Spitzzüngigkeit sowie tadellose Manieren und auf den Leib geschneiderte Mode. Konventionen wie Ehe oder Erwerbstätigkeit lehnt der Dandy ab, stattdessen wendet er sich den dichtenden Künsten zu und verschleudert sein Erbe durch Spielsucht. So hielt es zum Beispiel George Bryan „Beau“ Brummell. Der im 18. Jahrhundert geborene Bonvivant gilt als Ur-Dandy, der Legende nach ließ er seine Stiefel mit Champagner putzen und benötigte fünf Stunden zum Ankleiden. Oscar Wilde war ebenfalls Dandy *par excellence*, mit samtlenen Kniehosen und flatternden Lavallière-Krawatten. Der eitle Hedonismus ist Ergebnis der im *fin de siècle* verbreiteten Annahme, die Welt sei ohnehin dem Untergang geweiht. Irgendwie befreiend, nicht wahr? Die Balance zwischen Erfolg und Exzentrik meistert Mark Ronson, der Hit-Produzent von Amy Winehouse und Lady Gaga, vortrefflich. Er trägt Frack zur Jeans so selbstverständlich wie eine Strickjacke. Ronson ist, natürlich, gebürtiger Londoner.

*Typischer Ausruf:* Well, well, well ...

*Was man von ihnen lernen kann:* Sinn für Details.

**DER BRIT-POPPER UND INDIE-ROCKER**

Man trifft ihn im Pub nebenan, wobei man da streng genommen jeden trifft. Spätestens wenn das Last-orders-Glöcklein ertönt, erzählt er ketterauchend von der großen und glücklosen Liebe. Die gesamte Beziehung kann er auf Basis eines Songs analysieren, oder er referiert über das Gesamtwerk von Blur. Seine Musikkultur ist existenziell: Sie bestimmt den Lebensstil, und wenn der Gesprächspartner als Lieblingsgenre „Charts“ angibt, wird er mit Verachtung gestraft. Er trägt Lederjacke, Band-Shirt oder Polo von Fred Perry, dazu ausgelatschte Boots oder Chucks von Converse, manchmal eine schmale Krawatte. In Deutschland brach Ende der Neunziger eine wahre Anglomanie aus, Brit-Popper und Indie-Rocker wurden zu neuen Stilvorbildern. Oasis wurden verehrt. Wenn jemand „Wonderwall“ auf der Gitarre konnte, hat man ihm ein Bier gekauft. 2019 würde der Power-Millennial wohl eher genervt mit Avocado-Kernen werfen. Und tippt man heute bei Google den Namen „Liam“ ein, dann wird als Autovervollständigung „Hemsworth“ vorgeschlagen und nicht mehr „Gallagher“.

*Typischer Ausruf:* „What’s up, mate?“

*Was man von ihnen lernen kann:* den Sinn für die Poesie eines knisternden Schallplattenspielers.

**DIE VINTAGE-QUEEN**

In Paris trägt die Modeliehaberin den „total look“ vom Laufsteg, sie hüllt sich vom Scheitel bis in die pedikürten Zehenspitzen in ein einziges Designerlabel. In der Mode-Hauptstadt London haben die Fashionistas einen anderen Code: den Stillbruch, also das Unerwartete, als Salz in der Suppe. Sie kombiniert Spitzensöckchen zum Tassel-Loafer, knöchelumspielendes Kleid mit Streublumen-Print und Peter-Pan-Kragen zu Schnürschuhen, das Paillettenkleid zu Biker-Boots. Alt und neu, teuer und günstig: Dass das geht, haben die Französinen und der Rest der Welt natürlich auch längst gelernt. Aber das gekonnte „Crossdressing“ haben wir alle von Vorbildern wie Alexa Chung abgesehen, der Twiggy der Millennials. Sie drehen den britischen Landhausstil auf

links, indem sie als Basis einen Klassiker wie den Trenchcoat wählen, am liebsten im Vintage-Store ergattert. Dazu kombiniert man ein Trend-Piece von Topshop und ein wenig Granny-Chic, also zum Beispiel eine Brosche vom Portobello Market. Das Haar trägt man leicht gewellt, oft mit Pony, aber immer „undone“. Sieht aus, als hätte man es nach dem Aufstehen nur kurz mit den Fingern durchgezupft, ist aber höllisch anstrengend nachzuaehmen. Wie fast alles, das auf den ersten Blick leicht aussieht. Das ist schließlich die Kunst daran, die Überlegenheit der Wissenden.

*Typischer Ausruf:* „Das habe ich vom Flohmarkt!“

*Was man von ihnen lernen kann:* Wer wirklich was Neues kreieren will, muss die Klassiker kennen.

**DAS PARTY-GIRL**

So zugeknöpft sich die britische Monarchie oft gibt, so offenerzig lieben es die WAGs, also wives and girlfriends, wie man Spielerfrauen (oder jene, die es werden wollen) wenig schmeichelhaft in einen Topf wirft. Für einen Samstagabend am Tresen stylt man sich glamouröser als hierzulande zu Hochzeiten: falsche Wimpern ankleben, Locken eindrehen, Nägel lackieren, Mini anziehen. Ein kurzer Rock ist in England ja nicht nur ein Stück Stoff, sondern Modehistorie: Die Britin Mary Quant machte den eigentlich aus dem Deutschland der dreißiger Jahre stammenden Minirock bei ihren Landsleuten bekannt. 1962 war er in der „Vogue“ zu sehen und ein Skandal. Bald darauf wurde er ein weltweiter Verkaufsschlager. Quant wurde 1966 sogar mit dem „Order of the British Empire“

geehrt. Zur Verleihung im Buckingham Palace erschien sie, wie sollte es anders sein, im Minirock. Ein kurzer Rock für eine lange Nacht ist nicht ungewöhnlich, aber man kann die Britin zielsicher am Fehlen der Strumpfhose ausmachen. Und das gilt bei jedem Wetter. Wenn man als deutscher Tourist die Regenjacke auspackt, stolzieren sie mit nackten Beinen auf Plateau-Peep toes durch die Nacht, scheinbar gesegnet mit der Fähigkeit von gleichwarmen Tieren, die ihre Körpertemperatur regulieren können, unabhängig von Umwelteinflüssen. Vielleicht liegt es an den Schuluniformen: Wer Sommer wie Winter Rock oder Knickerbocker mit Kniestrümpfen trägt, ist einfach abgehärtet.

*Typischer Ausruf:* Sure thing, babe!

*Was man von ihnen lernen kann:* wie man eine Partynacht auf High Heels übersteht.

**DER TOURIST**

Nicht wir Deutschen sind die Nummer eins auf Mallorca, sondern die Briten. Den Insulaner erkennt man verlässlich an den leuchtend roten Schultern und Fußrücken, die in Sandalen stecken, denn die Mittagshitze ignoriert der tendenziell eher blashäutige Engländer genauso konsequent wie Nieselregen. So kocht er wie ein Hummer vor sich hin, damit das Bier auch so richtig knallt. Die wichtigsten Urlaubsrituale teilen wir: Sie stellen sich brav in Reih und Glied an, wir Deutschen reservieren die Liege am Pool mit dem Handtuch. Das erste alkoholische Kaltgetränk muss vor zwölf auf dem Tresen stehen. Die einen bestellen in El Arenal ein

großes Pils, die anderen in Magaluf ein Pint. Bei der Garderobe sind sie sich wieder einig: ein Fußballtrikot. Die Einlassregel „no short trousers“ stellt sie vor ein Problem. Damit sind sie in guter Gesellschaft: Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass man Prinz George nie in langen Hosen, sondern stets in Shorts sieht? Ein Zeichen, dass er zur High Society gehört. Jungs in langen Hosen gelten als provinziell.

*Lieblingsausruf:* irgendwas mit Fußball.

*Was man von ihnen lernen kann:* Malle ist nur einmal im Jahr!

**DER FESTIVAL-BESUCHER**

Was man heute auf dem kalifornischen Musikfestival Coachella an Kendall Jenner & Co sieht – Haarkränze mit Blumen, farbige Hippie-Sonnenbrillen, Spitzenkleidchen –, würde auf dem britischen Glastonbury-Festival zum Platzverweis führen. Hier geht es nämlich um die Musik und nicht um das perfekte Outfit für ein Instagram-Foto. Einen Dresscode gibt es natürlich trotzdem. Den richtigen Look, um ein paar Tage im Matsch zu zelten und vor Bühnen rumzustehen, hat Kate Moss für die Ewigkeit definiert. Vor mehr als zehn Jahren trug sie bei dieser Gelegenheit Shorts, dazu nackte Beine, die in eigentlich flaschengrünen, aber dreckverschmierten Hunter-Boots steckten. Die Gummistiefel nennt der Brite „Wellington Boots“ oder zärtlich „Wellies“. Gäbe es ein „How-to-be-british“-Starterpaket, wäre ein Paar dabei. Neben einer Lederjacke ist der einzig akzeptierte Wetterschutz eine Barbourjacke, noch so ein vermeintlich angestaubtes Teil. Richtig cool ist der gewachste Klassiker aber nur im Grünton „Sage“, und ordentlich Patina muss er haben.

*Typischer Ausruf:* „I’m with the band!“

*Was man von ihnen lernen kann:* Es kommt nicht darauf an, was man trägt, sondern wie man es trägt.





Erster Revolutionär: Mit gastronomischem Ehrgeiz veränderte Marco Pierre White die englische Küche.



Verrückter Professor: Heston Blumenthal kombinierte Handwerk und Wissenschaft.



Bad Boy: Mit verbaler Gewalt und brutaler Direktheit stand Gordon Ramsay auch am Herd.



Netter Junge: Jamie Oliver kochte sich mit unkomplizierten Speisen nach oben.

Werfen wir einen Blick zurück auf die britische Gastronomie vor vier Jahrzehnten. Für etwas bessere Küche musste man damals im Hotel essen gehen. Gereicht wurde meist anglo-französische Langeweile. Mein Lieblingsrestaurant war das „Chez Solange“, ein ziemlich altmodisches französisches Restaurant in der Nähe der Charing Cross Road in London. Dort bestellte ich Coq au Vin, dort aß ich meine erste Foie gras. Mein Vater zog Kalbshirn vor: ein ganzes Hirn in einer dunklen Soße ohne jegliche Beilage oder Dekoration. Dieses Gericht beschreibt den Zustand der damaligen Gastronomie ganz gut.

Dann klopfte 1978 ein 16 Jahre alter Junge aus Leeds ohne Schulabschluss an die Tür des Restaurants „Le Gavroche“ an Londons Lower Sloane Street. Sein Name: Marco Pierre White. Auch „Le Gavroche“ ist tief verwurzelt in der französischen Küche, die Gründer-Brüder Albert und Michel Roux sind in Frankreich aufgewachsen und zogen erst später nach Großbritannien. Entscheidende Zutaten für ihre Gerichte konnten sie damals nicht in der neuen Heimat finden, und so fuhr die Familie regelmäßig nach Frankreich, packte dort das Auto mit Lebensmitteln voll und überquerte so wieder den Ärmelkanal – der Eurotunnel wurde erst 1994 eröffnet. Marco Pierre White stellte man damals als Commis de Cuisine ein, im untersten Rang der traditionellen französischen Küchen-Hierarchie.

Ein Jahr zuvor hatte der „Guide Michelin“ das „Le Gavroche“ mit zwei Sternen bedacht. Das war ebenso eine Premiere in Großbritannien, wie es bereits 1973 der erste Stern für das Restaurant gewesen war. 1973 war das Vereinigte Königreich der damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft beigetreten. Als White im „Gavroche“ anfang, sorgte Punk-Rock für Skandale am laufenden Band, und das Zeitalter von Fish & Chips und Steak & Kidney Pie neigte sich langsam dem Ende zu.

Der dünne Sechzehnjährige, der gerne philosophische Sprüche spuckte wie „Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom“, kam mit ganzen sieben Pfund und 36 Pennies in der Tasche nach London. Die fehlenden Mittel machte er mit gehörigem gastronomischen Ehrgeiz wett. Nach seiner Anstellung im „Le Gavroche“ folgten Pierre Koffmanns

# Full English

Wer früher gut essen wollte, mied England und liebte Frankreich. Das hat sich geändert. Heute lernen junge Franzosen auf der Insel, wie man Sterne erkocht.

Von Stuart Pigott

„La Tante Claire“ und Raymond Blancs „Le Manoir aux Quat'Saisons“, ebenfalls von erstklassigen französischen Köchen geführte englische Spitzenrestaurants. Dann hatte der Brite genug von den Franzosen gelernt. Mit Hilfe eines Investors übernahm er 1987 die Küche des „Harveys“ in Wandsworth im Südwesten der Stadt. Innerhalb eines Jahres ernannte ihn die „Times“ zum „Koch des Jahres“, und der „Guide Michelin“ bedachte ihn mit einem Stern.

Schon vor mehr als 30 Jahren also wurde gehobene Küche von Engländern in England gekocht. Es war der Beginn einer gastronomischen Revolution. Plötzlich hatte das Wort „Koch“ in England einen coolen Beiklang. Die neue britische Küche wurde zum Bestandteil von „Cool Britannia“, dem kulturellen Aufschwung der neunziger Jahre, der wie eine Neuauflage der „Swinging Sixties“ wirkte.

Den nächsten großen Schritt in seiner Karriere hatte White dann Michael Caine zu verdanken. Der Schauspieler stellte ihn Rocco Forte vor, dem Chef der gleichnamigen Hotelgruppe. 1993 eröffnete das „Marco Pierre White The Restaurant“ in Rocco Fortes Hyde Park Hotel in Knightsbridge. Zwei Jahre später war White nicht nur der erste Brite mit drei Michelin-Sternen, sondern mit 33 Jahren überhaupt der jüngste Koch der Welt mit dieser Auszeichnung.

Ich erinnere mich gut an seinen Pied de Cochon, einen mit Morcheln gefüllten Schweinefuß in einer üppigen, dunklen Soße, der himmlisch schmeckte, mich aber gleichzeitig körperlich erledigte. Es war ein unverschämtes leckeres Gericht. Der Schweinefuß wurde mir von einem jungen französischen Kellner serviert. Es war also nicht mehr so, dass Franzosen kamen, um die Briten Geschmack zu lehren. London wurde plötzlich anziehend für Franzosen mit gastronomischem Ehrgeiz. Das kulturelle Gefälle zwischen den Ländern hatte sich umgekehrt.

Nur vier Jahre später ging White in den Ruhestand. Damit räumte er die Bühne für die nächste Generation, für Gordon Ramsay, Heston Blumenthal und Jamie Oliver. Ihre Erfolge sorgten dafür, dass die britische Küche einen modernen Ruf bekam. Marco Pierre White war der Rockstar, Ramsay der Bad Boy. Nicht umsonst hieß seine zweite Reality-Show „The F Word“. Ramsays verbale Roh-

heit und brutale Direktheit, gepaart mit ausgezeichneten Kochkünsten, trafen einen Nerv der britischen Gesellschaft. Bereits 2001 erhielt das „Restaurant Gordon Ramsay“ in Chelsea den dritten Stern vom „Guide Michelin“. Heston Blumenthal im Restaurant „The Fat Duck“ im ländlichen Berkshire unweit von London gab hingegen den verrückten Professor. Er kombinierte großes handwerkliches Geschick mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, um phantasievolle Gerichte zu zaubern. Der Gipfel sollte der Teller „Sound of the Sea“ sein: Meeresgeräusche, Seetang, Muscheln, Mini-Aal und Seeigel, serviert mit essbarem Sand. Dazu trug jeder Gast Kopfhörer, über die Möwen und andere Strandgeräusche zu hören waren.

Essen so kreativ anzugehen zahlte sich aus: 2005 wurde „The Fat Duck“ von der „San-Pellegrino-Liste“ zum besten Restaurant der Welt gekürt. Im selben Jahr widmete die amerikanische Gastro-Zeitschrift „Gourmet“ ihre 180 Seiten umfassende März-Ausgabe einzig und allein London. „Sie werden eine Stadt kennenlernen, die vor kulinarischen und kulturellen Möglichkeiten nur so strotzt“, stand in der Einleitung. Selbst wer in den vergangenen Jahren beeindruckt nach Skandinavien geschaut hat, zur nordischen Küche,



Das war die englische Küche: Ein Kellner serviert einer Familie im Jahr 1970 in London ein schmackhaftes Gericht.

heit und brutale Direktheit, gepaart mit ausgezeichneten Kochkünsten, trafen einen Nerv der britischen Gesellschaft. Bereits 2001 erhielt das „Restaurant Gordon Ramsay“ in Chelsea den dritten Stern vom „Guide Michelin“. Heston Blumenthal im Restaurant „The Fat Duck“ im ländlichen Berkshire unweit von London gab hingegen den verrückten Professor. Er kombinierte großes handwerkliches Geschick mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, um phantasievolle Gerichte zu zaubern. Der Gipfel sollte der Teller „Sound of the Sea“ sein: Meeresgeräusche, Seetang, Muscheln, Mini-Aal und Seeigel, serviert mit essbarem Sand. Dazu trug jeder Gast Kopfhörer, über die Möwen und andere Strandgeräusche zu hören waren.

Das Klischee des schlechten Essens hält sich trotzdem: Jörg Pilawa zum Beispiel fragte mich 2005 in der „NDR Talkshow“, ob es überhaupt etwas Essbares in Großbritannien gebe. So wie sich auch dort das Stereotyp des Bier trinkenden, Würst essen und Lederhosen tragenden Deutschen hält, wollen sich viele in Deutschland die Vorstellung der seltsamen nebeligen Insel mit Fish & Chips auf jedem Teller nicht nehmen lassen. Das dennoch immer mehr Menschen in Europa ein positives Bild der britischen Essgewohnheiten haben, ist auch Jamie Oliver zu verdanken. Im Gegensatz zu White und Ramsay wurde er über das Fernsehen und seine Bücher berühmt. Er hat nie einen Michelin-Stern erkocht und gibt vor der Kamera gern und glaubwürdig den netten Jungen von nebenan, der in 15 Minuten ein gutes Essen zaubern kann.

Das Paradox im Hinblick auf Ernährung bleibt trotzdem. Viele sind süchtig nach Kochsendungen, schieben aber dann Fertiggerichte in die Mikrowelle. Die Regale der Supermärkte sind mit industriell hergestellten Lebensmitteln gefüllt. Wenn in England gut gegessen wird, dann geschieht das selten zu Hause, sondern meistens an einem angesagten Ort, wo man nicht nur isst, sondern auch unterhalten wird. Allein im September 2017 haben 44 neue Restaurants in London eröffnet – ein Rekord.

Seit dem Brexit-Referendum herrscht nun politisches Chaos. Ein EU-Ausstieg, verbunden mit einem Ende der Personenfreizügigkeit, würde die Gastronomie hart treffen. Viele einfache Jobs werden von Migranten erledigt. Eine Währungsabwertung würde vielleicht die Tourismus-zahlen nach oben schnellen lassen, aber die gastronomische Krise nicht stoppen. Womöglich würde es gar den Verkauf billiger Fertiggerichte in den Supermärkten weiter fördern. Und wer kann das wollen?

Stuart Pigott, 1960 im südlichen Londoner Wohnbezirk Orpington geboren, kam während des Kunststudiums über einen Job als Kellner im Restaurant der Tate Gallery zum Wein. Als Weinkritiker schreibt er seit 2001 für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung die Kolumne „Reiner Wein“.

## Fizz is it

Der Schaumwein in meinem Glas erinnert stark an Champagner, schmeckt sogar wie ein sehr guter Champagner. Erst bei der Analyse von Duft und Geschmack fällt mir neben der Brioche-Note auch eine für einen gut acht Jahre alten Schaumwein ungewöhnlich florale und heitere Note auf. In der Tat stammt der 2010er Blanc de Blancs, ein sortenreiner Wein aus der Chardonnay-Traube, von Nyetimber, aus den South Downs in Südengland. Die Böden der hügeligen Kreidelandschaft bestehen aus dem gleichen Kalkgestein wie in der Champagne. Auf den South Downs ist es etwas kühler, aber das macht schon heute kaum etwas aus, denn wegen des Klimawandels sind die Bedingungen für die Erzeugung von hochwertigem Schaumweinen hier nahezu optimal.

Trotzdem schmunzeln Nicht-Briten über den britischen Wein, den „English Fizz“. Fachleute werfen ihm meist als unbedeutendes Nischenprodukt. Vor 20 Jahren war das vielleicht zutreffend, doch seitdem hat sich die Weinanbaufläche in Großbritannien verdreifacht. Das Wachstum hält an, in den vergangenen zwei Jahren sind jeweils mindestens eine Million weitere Reben gepflanzt worden. Man rechnet mit einer Vervierfachung der Produktion bis 2040. Zumindest die Frage, ob in Zeiten nach dem Brexit für genug Schaumwein gesorgt ist, wäre damit geklärt.

Der bisher beste englische Schaumwein war für mich übrigens der 2011er Blanc de Blancs von Hoffmann & Rathbone in Sussex mit seiner Kombination aus Kräutern und Zitrusfrische. Außerdem einfach zu bekommen ist der überzeugende Classic Cuvée von Nyetimber. Aber: Nicht jeder Schaumwein aus Großbritannien schmeckt so gut wie diese erstklassigen Produkte. Viele sind sogar recht sauer. Vielleicht ist das der Geschmack des harten Brexit. *Stuart Pigott*

# TAKE THE LONG WAY HOME

Eigentlich sollte die Reise nur nach London gehen. Doch der persönliche Brexit war kompliziert.

Von *Alexa Hennig von Lange* und *Marcus Jauer*  
Illustrationen *Simon Schwartz*

## MARCUS

Als wir wieder in Berlin ankommen, ist es weit nach Mitternacht. Die Stadt ist still, menschenleer und wirkt verändert, als sei in der Zeit unserer Abwesenheit irgendetwas vorgefallen. Aber so ist das ja immer, wenn man von einer langen Reise zurückkehrt. Man denkt, irgendetwas ist anders, und kommt nicht darauf, dass man es selbst ist, der sich verändert hat. Ursprünglich hatten wir nur ein Wochenende in London verbringen wollen. Alexa, unsere beiden Kinder und ich. Es war unsere erste größere Reise, und wie das bei ersten Malen so ist: Es sollte alles perfekt sein. Ich hatte ein besonders englisches Hotel gefunden, das nicht weit vom Stadtzentrum entfernt lag, und Alexa hatte eine Wunschliste mit lauter wunderbaren Orten, die sie gern besuchen wollte, weil sie für ein neues Buch recherchierte, in dem sowohl Vincent van Gogh als auch London vorkommen sollten. Wir flogen am Freitagmittag hin und wollten am Sonntagabend wieder in Berlin sein. Stattdessen waren wir fast eine Woche unterwegs. Die Reise führte uns von London nach Paris und Brüssel bis Amsterdam, und wir benutzten dabei so gut wie alle verfügbaren Verkehrsmittel. Kurz gesagt: Unser persönlicher Brexit war kein Stück unkomplizierter als das, was die Briten gerade versuchen.

## ALEXA

Das letzte Mal war ich in der achten Klasse in London gewesen. Was ziemlich aufregend gewesen war, weil uns einige englische Jugendliche vor Wut über Dünkirchen in der Fußgängerzone mit Steinen bewarfen. – Aber es gab auch erfreuliche Momente. Zum Beispiel, als wir bei Madame Tussauds im Wachsfigurenkabinett waren und ich mir zum Schluss dieses edle James-Dean-T-Shirt im Souvenir-Shop kaufte. Seitdem wünschte ich mir nichts sehnlicher, als noch einmal ins Wachsfigurenkabinett zurückzukehren, in dem mich besonders die Figuren aus längst vergangenen Zeiten beeindruckt hatten. Daher lag es nahe, dass ich nun einen mysteriösen Roman über eine Wachsfigur plante. Darin sollte der modellierte Vincent van Gogh die tragende Rolle spielen. Also stand ich mit meiner Familie an besagtem Wochenende, 25 Jahre später, vor diesem feinsinnigen Mann, der auf frapierende Weise Ähnlichkeit mit meinem Mann hatte – ich rede nicht von der wächsernen Gesichtsfarbe, sondern von der Tiefe seines Blicks.

Nachdem ich die Aura des nachempfundenen van Gogh aufgesogen und mir Notizen zu seinen Gesichtszügen gemacht hatte, besuchten wir auch noch die anderen Abteilungen. Marcus und ich nutzten die zur Schau gestellten Szenarien, um den Kindern einen Intensiv-Lehrgang über die Schlacht von Trafalgar und Jack the Ripper zu geben. Anschließend wollten wir uns richtig was gönnen und flanieren im Nieselregen an der Baker Street vorbei zum Landmark Hotel. Der Eingang des schlossähnlichen Gebäudes glitzerte golden. Drinnen war alles noch eindrucksvoller. Palmen schossen in den gläsernen Himmel, zierliche Tische standen terrassenartig angeordnet, und wir bestellten uns zu viert eine heiße und sehr teure Schokolade. Finanziell war nach den kost-

spieligen Erinnerungsfotos bei Madame Tussauds einfach nicht mehr drin.

## MARCUS

Wir taten alles, damit unsere Kinder auch merkten, dass sie wirklich in London waren. Wir gingen zu Harrod's, wo wir in der Spielwarenabteilung eine Art magnetischen Sand entdeckten, der auf geheimnisvolle Weise zusammenhielt und auseinanderfiel und dabei ein angenehmes Gefühl auf der Haut hinterließ. Minutenlang standen wir vor der Kiste und steckten unsere Hände hinein. Wir fuhren mit dem Taxi die Sensationen ab, Big Ben, Tower of London, London Eye, Buckingham Palace, Piccadilly Circus, und aßen einen fabelhaften Apple Crumble im Café der Kirche St Martin-in-the-Fields. Wir spazierten durch Notting Hill, das die Kinder – und ehrlich gesagt auch wir – bisher nur aus dem gleichnamigen Film kannten. Da standen an einer Ecke tatsächlich ein paar Studenten mit Pappmasken von Hugh Grant und Julia Roberts, die man aufsetzen konnte, um sich als falscher Star vor echter Kulisse fotografieren zu lassen, was Alexa und ich natürlich sofort machten. Zum Schluss fuhren wir quer durch die Stadt zum Victoria-Park, einer schönen Anlage mit alten Bäumen und einem kleinen, in Beton eingefassten Teich, auf dem Schwäne leben, die man füttern kann. Uns befahl eine angenehme Müdigkeit. Im Pavillon am Seeufer bestellten wir, bevor wir zum Flughafen mussten, ein letztes Mal Tee und Scones und spielten eine Art Mensch ärgere Dich nicht, das unser Sohn in einem Regal entdeckt hatte. Zwei Tage lang waren wir durch London geschossen, als könnten wir etwas verpassen. Jetzt, am Ende des Besuchs, in diesem Pavillon im Park, war es, als seien wir keine Touristen, sondern Einheimische, die ein entspanntes Wochenende in ihrer Stadt verbringen. Als wir das nächste Mal auf die Uhr sahen, war es für den langen Weg zum Flughafen bereits überraschend spät.

## ALEXA

Natürlich haben wir uns beeilt, zum Flughafen zu kommen, was nicht wirklich gut geklappt hat, weil die Straßen in London um die Feierabendzeit ziemlich dicht waren und wir auch noch unser Gepäck aus dem Hotel holen mussten. Sehr lange standen wir an einer Stelle vor einem hübschen Townhouse und guckten hilflos aus den Taxifenstern, weshalb wir uns irgendwann entschlossen, mit der Regionalbahn zum Flughafen zu fahren. Das klappte nicht unbedingt besser, da mehrere Züge nacheinander ausfielen. Mir hat das nicht allzu viel ausgemacht, da ich grundsätzlich nicht gern fliege. Ich leide unter Flugangst, und für mich ist eine Reise eigentlich immer erst im Nachhinein entspannend, wenn ich wieder gelandet bin und weiß, dass alles gut gegangen ist. Doch plötzlich, als klar war, dass wir unseren Flieger verpassen, wurde ich so richtig fröhlich. Ich machte Scherze auf dem regnerischen, zugigen, überfüllten Bahnsteig, während Marcus versuchte, uns doch noch in einen Flieger am Abend einzubuchen, was nicht möglich war. Ich geriet richtig in Hochstimmung – denn nichts zwang uns, am nächsten Tag wieder zu Hause zu sein. Es waren Herbstferien, also keine Schule. Da wurde ich total spontan und schlug vor, dass wir doch mit dem Eurostar durch den Tunnel fahren könnten und von dort aus weiter nach Berlin. So kompliziert konnte das ja nicht sein. Marcus, der jetzt die Faxen dicke hatte mit dem windigen

Bahnsteig, den Koffern, der Aussichtslosigkeit, noch einen Flieger zu bekommen, fand meine Idee zumindest interessant. Außerdem konnte er jetzt in seinem Handy was Neues recherchieren. Es dauerte nicht lange, schon rief er: „Los! Beilich Leute! Wenn wir den letzten Eurostar noch kriegen wollen, müssen wir rennen!“ Das taten wir! Ich war so stolz auf meine Kinder, wie sie mit all unseren Koffern und Taschen sprinten konnten. Absolut entschlossen und einsatzbereit. Keine halbe Stunde später hetzten wir durch die Sicherheitskontrolle und sprangen in den rettenden Super-Zug, von dem Marcus meinte, es sei der richtige. Mit brennenden Lungen, begeistertem Grinsen, total aufgepeitscht, keuchten wir auf unseren Sitzen, weil in diesem Augenblick ein echtes Abenteuer mit ungewissem Ausgang begann.

## MARCUS

Es ist wirklich ein erhebendes Gefühl zu verreisen, aber wenn man denkt, man kommt nicht mehr nach Hause, verkrampt man plötzlich. Ich war im Paparretet-uns-Modus, als ginge es nur darum, irgendwie rauszukommen aus London. Aber jetzt waren wir auf dem sicheren Heimweg, auch wenn der erst mal unter dem Ärmelkanal hindurch nach Brüssel führen würde. Hinter den Fenstern lag die mauerdicke Schwärze des Tunnels, und wir hatten uns gerade in der Sitzgruppe eingerichtet, als die Ansage kam, dass wir in einer halben Stunde in Paris eintreffen würden. „Wieso Paris?“, fragte Alexa, „fahren wir nicht nach Brüssel?“ Ich antwortete schnell: „Ist bestimmt nur ein Zwischenhalt.“ So als sei das ein Bummelzug von Berlin nach Neubrandenburg und nicht der Eurostar. Dann sah ich auf der Fahrkarte, dass wir tatsächlich nach Paris fahren. Nur nach Paris. Um nach Brüssel zu kommen, hätten wir einen anderen Zug nehmen müssen. Das hatte ich am Schalter übersehen. „Paris!“, riefen die Kinder, „wir fahren nach Paris! Ist das nicht Wahnsinn?“ Und das war es auch.

## ALEXA

Als wir mit unseren Koffern aus dem Gare du Nord traten, war es kurz vor Mitternacht. Paris lag vor uns, wie man es sich vorstellt. Rote und pinkfarbene Lichter blinkten vor dunklem Nachthimmel. Autohupen. Es war ein Fest. Einziges Problem: Wir hatten kein Hotel. Daher nahmen wir den kürzesten Weg, schräg über den Bahnhofsvorplatz, zum Mercure. Das Etablissement kam uns herrschaftlich vor. Wie die Kinder im Mary-Poppins-Film, als sie die Phantasiewelt ihres Kindermädchens betreten, betreten wir mit leuchtenden Augen die Hotellobby. Der Concierge führte uns über eine Hintertreppe zum letzten freien Zimmer und ließ uns eintreten, als hätte er es die ganze Zeit für uns freigehalten. Darin stand ein einziges riesiges Bett, der Blick ging auf eine Brandschutzmauer. Unter anderen Umständen hätte ich es übertrieben gefunden, zu viert in einem Bett zu schlafen. Doch jetzt, mitten in der Nacht, waren wir alle nur dankbar. Ich besonders, denn nun ging noch ein Wunsch von mir in Erfüllung, um nicht zu sagen: mehrere Wünsche. Ich war in Paris. Mit meiner Familie. Wir würden den Eiffelturm besichtigen und das Musée d'Orsay besuchen, um dort das berühmte Selbstporträt von Vincent van Gogh zu bestaunen, nach dem seine Wachsfigur bei Madame Tussauds angefertigt worden war. Mit einem Mal

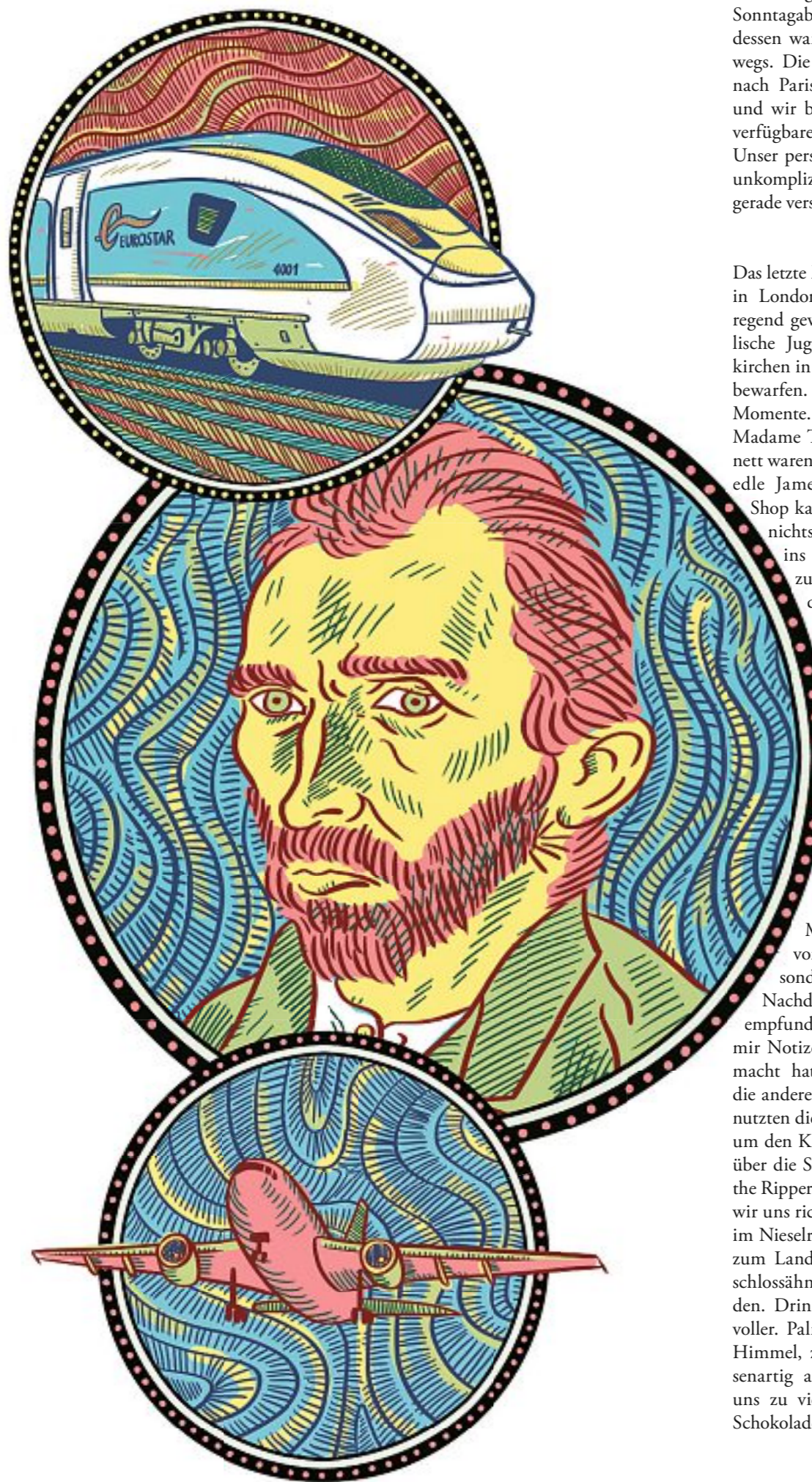
erkannte ich den tieferen Sinn dieser Reise. Ich sollte Vincent van Goghs Wesen erfassen und gleichzeitig meinen Kindern die Welt zeigen. Selbstverständlich schritten wir am nächsten Tag auch noch im goldenen Schein der Gewölbe von Notre-Dame herum, bis wir am frühen Nachmittag nach Brüssel aufbrachen, von wo es nur ein Katzenprung nach Zundert war, zum Geburtshaus Vincent van Goghs.

## MARCUS

Ich schätzte die Chancen, in Paris eine Autovermietung zu finden, die uns einen Wagen überlässt, mit dem wir über mehrere Landesgrenzen nach Berlin fahren dürfen, als gering ein. Aber ich wollte nicht der Spielverderber sein, darum sagte ich meiner Familie nichts. Während uns die Leute in der ersten Autovermietung noch ansahen, als würden wir fragen, ob wir ihr Auto nicht gleich behalten könnten, waren sie in der zweiten Station froh, uns zu sehen. Sie hatten tatsächlich einen Kleinbus da, eher ein Lieferwagen mit Sitzen, der nach Berlin überführt werden musste. Langsam begann ich zu glauben, was Alexa schon die ganze Zeit sagte: dass wir auf unserer Reise das Glück an unserer Seite hatten. Es bewahrte uns zwar nicht davor, auf dem Pariser Autobahnstadtring die Orientierung zu verlieren und ihn im Berufsverkehr zwei Mal zu umkreisen, aber nach einer kurzen Nacht in einem Hotel in Brüssel parkten wir unseren Lieferwagen am Mittag allen Ernstes in Zundert. Einer Stadt, in der, einschließlich der Pommes, die wir auf dem Markt aßen, alles schwer und dunkel wirkte, obwohl sich das Museum, zu dem das Haus der van Goghs umgebaut worden war, die größte Mühe gab, alles freundlich aussehen zu lassen. Im Museumshop kauften wir eine Flasche mit trauriger Brabanter Erde, als würden wir damit genauer verstehen, woher van Gogh kam, und fuhren weiter nach Amsterdam.

## ALEXA

Amsterdam habe ich schon als junges Mädchen geliebt. Doch das Van-Gogh-Museum kannte ich noch nicht. Und als nunmehr größter Fan des Malers war ich berauscht von den Originalen, die dort an den Wänden hingen. Ich fasste Mut, dass mein Roman mit dem auferstandenen van Gogh ebenfalls ein Meisterwerk werden könnte, gleichzeitig war ich hingerissen, was für tolle Eltern Marcus und ich waren. Wie aus dem Nichts bescherten wir unseren Kindern eine großartige Bildungsreise, durchquerten halb Europa, als sei es keine große Sache, aßen viel Fast Food, kauften Erinnerungsstücke im Museumshop. Marcus und ich bekamen uns auch nur ab und zu in die Wolle, wenn Marcus am Steuer nach der langen Fahrt die Augenlider zuklappten. Aber das war ja auch normal. Als wir schließlich nachts in Berlin ankamen, war es so, als hätten wir eine Reise zum Mond unternommen und Unglaubliches erlebt. Nur war leider niemand auf der Straße, dem wir davon aufgeregt hätten erzählen können. Nun denn, einiges davon sollte in meinen Roman fließen und ein paar der Reisequittungen in meine Steuererklärung. Kleiner Scherz.



Das britische Königs-  
haus heißt seit dem  
17. Juli 1917 Haus  
Windsor, benannt  
nach Windsor Castle.  
Die 1000 Jahre alte  
Burg in der Grafschaft  
Berkshire ist das  
größte durchgängig  
bewohnte Schloss der  
Welt. Die Königin ist  
oft da. Noch öfter ist  
sie nur in den Schau-  
fenstern gegenüber.



Auch Elisabeth II.  
leidet unter Fluglärm.  
Die Flugzeuge, die in  
Heathrow Richtung  
Westen starten, haben  
über Windsor Castle  
erst eine Flughöhe  
von 1000 Metern;  
und eine dritte  
Startbahn ist schon in  
Planung. Die Flagge  
der Königin ist am  
Schloss trotzdem oft  
gehisst, als Zeichen,  
dass sie da ist. Sie  
lässt sich vom Lärm  
nicht schrecken.

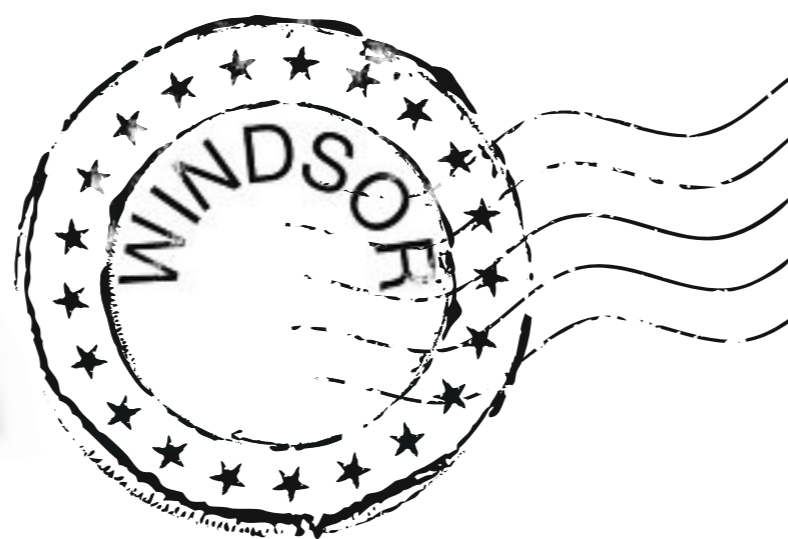


Einen Fußmarsch entfernt von  
Windsor liegt jenseits der Themse  
Eton College, das Internat für  
Jungen. Viele Königskinder und  
spätere Premierminister waren hier.  
Da kann man Schulgebühren von  
etwa 40.000 Euro im Jahr verkraften.  
Auch für Auslauf ist gesorgt.



Kaum wurde Kate Middleton im  
April 2011 Duchess of Cambridge,  
wurde der Pub gegenüber des  
Schlosses nach ihr benannt. Dabei  
war die Hochzeit mit Prinz William  
in Westminster Abbey, und das  
Paar wohnt im Kensington-Palast  
in London. Nach der Duchess of  
Sussex ist noch kein Pub benannt.  
Und das, obwohl Meghan und Prinz  
Harry bald nach Windsor ziehen.

# Grüße aus



In der 28.000-Einwohner-Stadt  
westlich von London lebt mindestens  
eine echte Europäerin: die Königin.

*Von Alfons Kaiser  
Fotos Helmut Fricke*

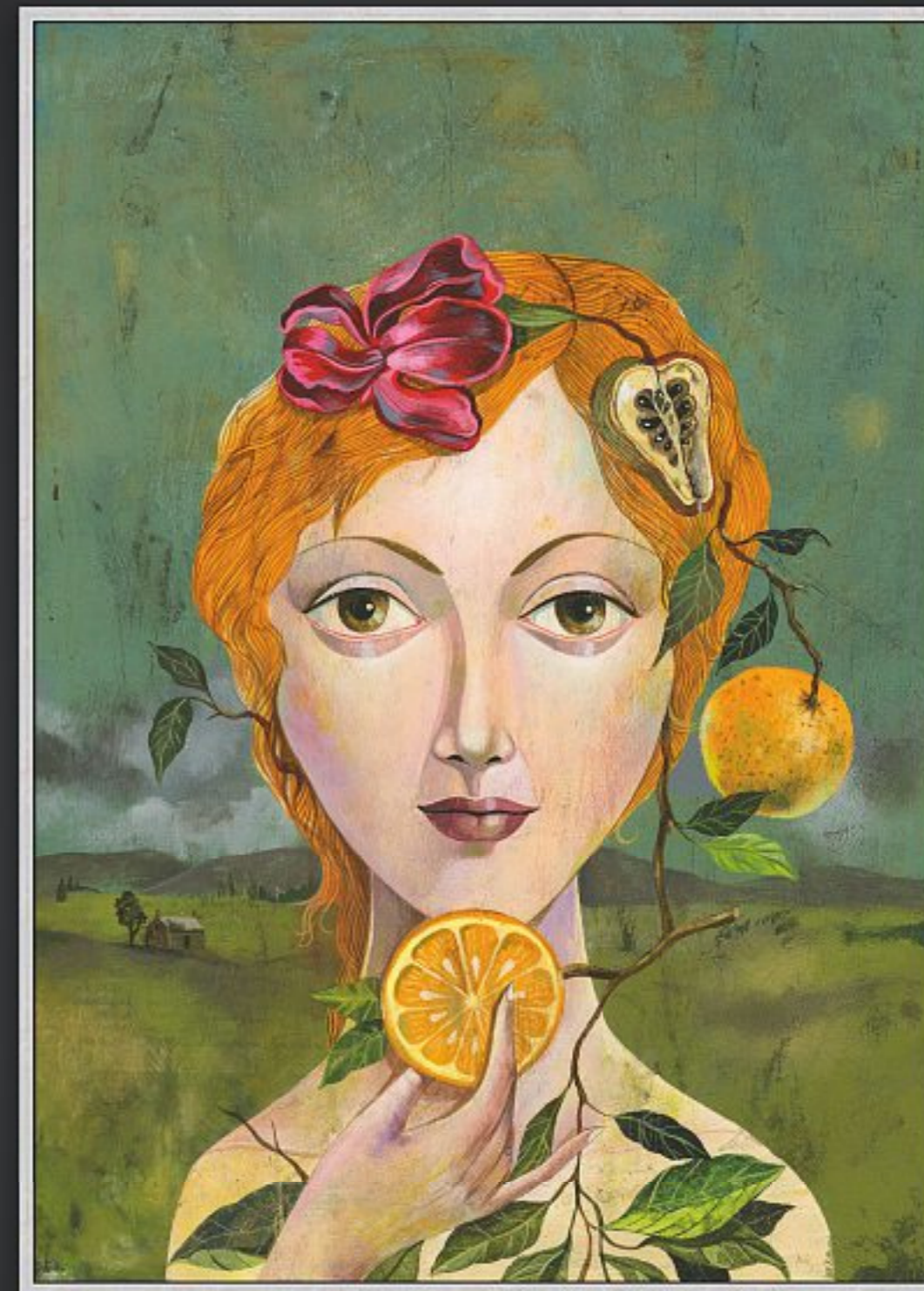


Preisfrage: Was ist hier  
ursprünglich deutsch?  
Die Taverne „Latinos“?  
Die „China Kitchen“?  
Nein, der Pub! Benannt  
nach Sophie Charlotte  
Herzogin zu Mecklen-  
burg, die im Jahr 1761  
zu Königin Charlotte  
wurde.



Eine Dreiviertel-  
stunde lang fährt  
man von Windsor zum  
Londoner Bahnhof  
Paddington. Wenn  
man den Zug knapp  
verpasst, hat man  
genau eine halbe  
Stunde Zeit, um in  
der „Patisserie Valerie“  
eine Strawberry oder  
Raspberry Tart zu  
essen und Kaffee zu  
trinken. Dann geht  
der nächste Zug.

Am Bahnhof von  
Windsor empfängt  
„The Queen“ die  
Touristen – ein  
Nachbau der Lok,  
die Königin Victoria  
von London hierher  
brachte. Seit 1842  
fuhr die Königin auf  
der Strecke. Damals  
*quite adventurous!*

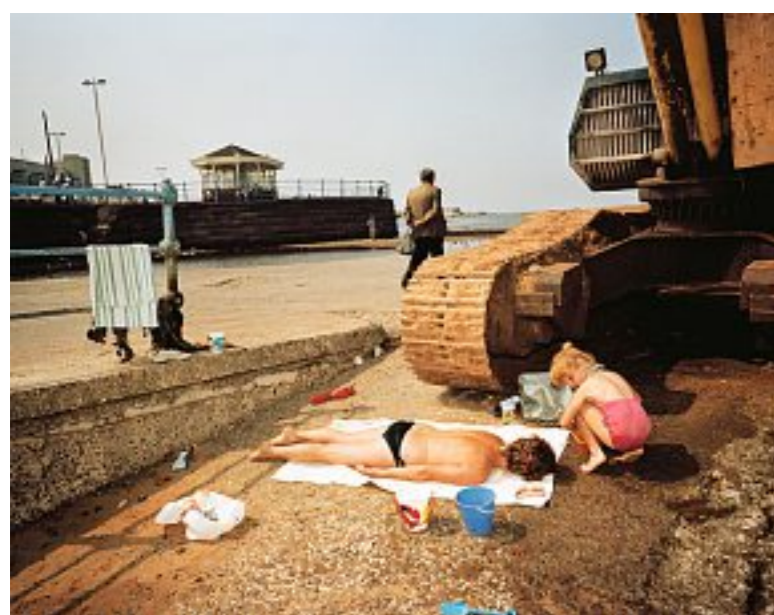


**Olaf Hajek | Oranges are not the only Fruit**

Auflage 150 | handsigniert | 123,8 x 88,8 cm | Fotoabzug unter Acrylglas  
im Schattenfugenrahmen | Art.-Nr.: OHA55 | ab 1.149 €

Olaf Hajek verbindet die Porträtmalerei und das Stillleben zu einer nie gesehenen neuen Kunst. Vertraute Motive verfremdet er zu surrealen Arrangements. In die geheimnisvollen Erzählungen des Künstlers fließen viele Epochen und Kulturkreise ein. Hajek, der 1965 in Rendsburg geboren wurde, zog nach dem Grafikdesign-Studium an der Fachhochschule in Düsseldorf nach Amsterdam. Dort begann er, frei zu malen. Heute lebt er in Berlin und Kapstadt. Auch seine vielen Reisen machen den Künstler zu einem Grenzgänger der Kulturen. Für die Titelseite des F.A.Z.-Magazins vom Juli 2018 schuf er das Kunstwerk, das nun in der Frankfurter Allgemeine Magazin Edition in Zusammenarbeit mit LUMAS erhältlich ist.

Jetzt bestellen: [lumas.com/faz](http://lumas.com/faz)



# SEA WORLD

Nach Jahrzehnten des Verfalls entdecken die Engländer ihre Küstenorte wieder.

Von Gina Thomas, Fotos Martin Parr

**W**arum Margate? Das fragen sich vier Süd-Londoner Freunde in Graham Swifts Roman „Letzte Runde“, als sie erfahren, dass der Fünfte aus ihrem Kreis, der soeben verstorbene Metzgermeister Jack Dodd, sich gewünscht hat, dass sie seine Asche vom Ende des Piers in Margate streuen. In dem Badeort an der Südküste hatte er sich einen Bungalow kaufen wollen, für den Dauerurlaub seines Rentnerdaseins. Doch der Tod kam ihm zuvor. Stattdessen beschert er den Freunden nun mit seinem letzten Willen einen Tagesausflug ans Meer, wie ihn Millionen Briten seit Generationen jeden Sommer unternehmen. Meer und Strand sind daher im kollektiven Gedächtnis verankert, als Erinnerungsorte der Kindheit. Die mit der nationalen Identität verwobenen Merkmale des Seebads rufen wie die Madeleine bei Proust frühe Erlebnisse und Gefühle wach. Für viele Erwachsene ist der Badeurlaub auch eine Suche nach der verlorenen Zeit.

In „Letzte Runde“ erleben die Männer Margate in jener Mischung aus Grellheit und Tristesse, die dem verregneten Seebad einen besonderen Platz in den Herzen der Briten geschaffen hat – ob sie als Kinder ihre Eimer-und-Schaufel-Ferien an einem der vornehmen Küstenorte verbrachten, denen der malerische Charme alter Fischerdörfer erhalten geblieben ist, oder an den beliebten Stränden, zu denen Stadtbewohner an Feiertagen scharenweise fliehen.

Für den Metzger Jack Dodd erweist sich Margate buchstäblich als letzte Zuflucht, ganz im Sinn des zweideutigen Titels von Martin Parrs Fotobuchklassiker aus den Thatcher-Jahren über das verlotterte New Brighton bei Liverpool: „The Last Resort“. Mit seinem ironisch entlarvenden Blick auf den proletarischen Ausflugsort hat Parr sich eingereiht unter die Künstler, Schriftsteller, Filmemacher, Chansonniers und Popmusiker, die den Aberwitz des Lebens durch die Kultur des abgetakelten britischen Seebads beleuchten. Sie schüren sogar eine Art von Nostalgie für die Schrecklichkeit der grauen Ferien in der Küstenstadt, „die sie zu schließen vergessen haben“, wie Morrissey in seinem Lied „Everyday Is Like Sunday“ sang.

Der geistreiche Straßenkünstler Banksy hat diese Betrachtung vor einigen Jahren auf die Spitze getrieben mit seiner Parodie eines Vergnügungsparks auf der brachliegenden Freibadanlage von Weston-super-Mare, dem Ferienort in der Mündungsbucht des Severn. Dorthin pilgerten die Arbeiter aus Süd-Wales und Bristol wie das

die Bewohner der Industriegebiete im Nordwesten nach Blackpool taten. In Anspielung auf Margates Dreamland und natürlich auf die penetrante Heiterkeit Disneylands nannte Banksy sein dystopisches Unternehmen Dismalland – Trübsalland.

Diese Stimmung vermittelt sich auch in Graham Swifts Beschreibung der Fahrt durch Margate. Ihr Weg führt die vier Männer vorbei an verblichene Hotels mit abblätterndem Putz, Pensionen und Reihenhäusern mit dem „Zuckerguss-auf-altem-Kuchen-Aussehen, das Häuser nur am Meer haben“, hinunter zur Uferpromenade. Die Gebäude dort wirken vor dem unentwirrbaren Grau in Grau von Himmel und Meer wie „eine Reihe von Frontsoldaten, die man zur Abschreckung dort aufgebaut hat, denen aber ihre Aufgabe keineswegs dadurch erleichtert wird, dass man sie in spaßige Uniformen gesteckt hat.“

Der Wind wirbelt das Meer auf; die Möwen, die der Fotograf Parr auf einem seiner fast karikaturhaften Seebadbilder eingefangen hat, wie sie gierig und aggressiv über einen weggeworfenen Pappeller herfallen, während hinter ihnen der Union Jack weht, kreisen in der Luft oder lauern startbereit auf dem Geländer, in der Hoffnung auf Beute. Es regnet, wie so oft an der Nordsee. Vic, von Beruf Leichenbestatter, rät den anderen, die Hände so trocken zu halten wie möglich, damit die Asche nicht an ihnen kleben bleibe.

Vom Pier geht der Blick über das Wasser auf die Lichter der Stadt und auf Dreamland, den Rummelplatz, dessen schrille Welt zu den Merkmalen des britischen Arbeiterbadeorts gehört, so wie bunte Fahnenfächer, sich im Wind blähende Liegestühle, Zuckerstangen, Kasperltheater, Varietébühnen, Schönheitswettbewerbe, Fish-and-Chips-Buden. Dreamland ist der Inbegriff der eskapistischen Vergnügungen, denen die Massen am Meer seit der viktorianischen Ära nachgehen.

Warum nicht Margate? Oder St. Ives? Oder Scarborough? Oder einer der vielen anderen Ferienorte entlang der 12.500 Kilometer langen britischen Küste? Das sind die Fragen, die sich Briten nun wieder öfter stellen, da die Ungewissheiten des Brexits und das wärmere Klima den Trend zu „staycation“ verstärken, zu Ferien im Inland. Im vergangenen Sommer haben sich 55 Prozent der Bevölkerung zum heimischem Strand aufgemacht, fast schon so viele wie zu den Zeiten, bevor die Billigflüge Urlauber an die Costa Brava lockten, wo das Bier billiger ist und man der Sonne sicher sein kann.



Martin Parr hat, wie immer, sehr genau hingeschaut. Sein Fotobuchklassiker mit dem zweideutigen Titel „The Last Resort“ zeigt die triste Strandbad-Atmosphäre in New Brighton bei Liverpool. Die Bilder auf diesen Seiten stammen aus dem Buch des Magnum-Fotografen, das 1986 herauskam.

# SEA WORLD

Damals waren die Erholungsstätten an der Küste den Bemittelten vorbehalten, die sich die neu angepriesenen Salzwasserkuren leisten konnten. Mit dem Ausbau der Eisenbahn, der Einführung verträglicherer Arbeitszeiten und bezahlter Urlaube entwickelten sich einige der schnell zugänglichen Seebäder im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend zum jahrmarktähnlichen Freizeitparadies von Fabrikarbeitern und Angestellten. In der frischen Reizluft des Meeres konnten sie frei von beruflichen und gesellschaftlichen Alltagszwängen dem Vergnügen fröhnen. Werbeplakate und Kesse Postkarten nährten die Vorstellung, dass das Seebad Gelegenheit biete für unbeschwerte Romanzen, obgleich die Wirtinnen, die Zimmer vermieteten, berüchtigt waren für ihre strengen Hausregeln und ihre schlechte Küche. Schon bei Charles Dickens ist im Roman „Bleak House“ nachzulesen, wie in der heißen Ferienzeit die verliebten jungen Schreiber in den Londoner Büros sich „in verschiedenen Abstufungen in Margate, Ramsgate oder



Graves-end nach seligem Beisammensein mit dem Gegenstand ihrer Liebe“ sehen. Dabei ging es, das legt das 1937 lancierte Sozialforschungsprojekt Mass Observation nahe, nur halb so wild zu. Die von gesellschaftsverbessernden Idealen getragene Organisation, die es sich zur Aufgabe machte, mit Hilfe freiwilliger Beobachter das Alltagsleben der britischen Arbeiterschaft festzuhalten, urteilte, das Ausmaß des außerehelichen Geschlechtsverkehrs in Blackpool sei „geringer als an einem Samstagabend in Bolton“, der nordenglischen Industriestadt. Die städtischen Behörden seien beinahe verärgert gewesen, als man ihnen sagte, der Badeort sei die sittlichste Stadt Englands – schließlich müsse der erotische Mythos erhalten werden, vermerkte ein Berichterstatter und fügte hinzu: „Obwohl die Andeutungen der schönen Frau mit Büstenhalter auf Postkarten und Broschüren wenig Bezug zur Wirklichkeit haben, sind sie dennoch wahr in den Köpfen zahlreicher Bewohner von Bolton.“ In den rapide wachsenden Erholungs- und Vergnügungsstätten fanden auch die sozialreformerischen Impulse des 19. und 20. Jahrhunderts Niederschlag. Dazu gehörten schon in der viktorianischen Zeit Betriebsausflüge ans Meer. Eine mittelenglische Brauerei schickte am 16. Juni 1893 in einer mit militärischer Präzision geplanten Operation 8000 Passagiere in 15 Sonderzügen an die Nordsee. In den dreißiger Jahren zeugten die öffentlich finanzierten Freibäder und der als „Kulturpalast fürs Volk“ errichtete Pavillon der Architekten Erich Mendelsohn und Serge Chermayeff in Bexhill-on-Sea vom wohlfahrtsstaatlichen Bestreben, die Küste zu „demokratisieren“. Am Ende des 20. Jahrhunderts war

der Verfall dieser modernistisch-utopischen Bauten genauso emblematisch für den durch Massenreisen ins Ausland und den Rückgang der verarbeitenden Industrie beschleunigten Niedergang des englischen Seebads wie ins Meer ragende Seeburgen aus der viktorianischen Zeit. Einst symbolisierten sie den technischen Fortschritt und den vibrierenden Kommerz. Inzwischen verkörpern sie den Verfall – und das nirgendwo so bildhaft wie in Brighton, mit dem ausgebrannten Gerippe des West Pier. In den früheren Arbeiter-Seebädern sind leerstehende Hotels und Gästehäuser zur Zwischenstation für Sozialhilfeempfänger, Drogensüchtige und Zuwanderer geworden. Deren Nöte haben die Abwärtsspirale verstärkt und die Gemeinden zu Hochburgen des Brexits werden lassen. Wegen der vielen Rentner, die durch den Absturz der Immobilienpreise günstige Behausungen am Meer fanden, ist mitunter auch von der „Costa Geriatrica“ die Rede. Seit der Jahrtausendwende mehren sich die Anstrengungen, Küstenorte wiederzubeleben und den Tourismus anzukurbeln – durch Sanierung, Kultureinrichtungen und andere Attraktionen wie das von Star Designer Thomas Heatherwick in Form einer Muschel entworfene Strandcafé in Littlehampton an der Mündung des Arun in den Ärmelkanal. In John Osbornes Bühnenstück „Der Entertainer“ aus den späten fünfziger Jahren dient der vergammelte Badeort, in dem der Music-Hall-Darsteller Archie Rice seine müden Nummern aufführt, als Metapher für den Niedergang Britanniens nach dem Zweiten Weltkrieg. In Zeiten des Brexits wirkt die Renaissance des Seebads wie eine sentimentale Rückbesinnung auf die Vergangenheit.

FOTOS: MARTIN PAPPAS/AGENCEUR/FOCUS



Johanna Perret, Michael Sontag



Moritz Vierboom, Anne Haug



Julia Malik, Jörg Broska



Rabea Schif, Langston Uibel



Cathy Hummels, Jana Mai



Martin Eder, Gregor Hohenberg



Aleksandra Jagdfeld (Aleksandra Viktor), April von Stauffenberg (After March), Julia Leifert (Philomena Zanetti)



Toni Garrn, Helmut Fricke (F.A.Z.)



Damian, Alda Balestra und Serena von Stauffenberg



Leonita Xhaka (leonita.x), Yasemin Yaglioglu (yaseminseasons)



Till Buchner (OMD), Sindy Hübsch



Nadia Tschennett (Allude), Vanessa Losch (V.Communication), Lara Hentenaar-Beckermann (Allude)



Nobieh Talai (Nobi Talai), Ramona Pop (Wirtschaftssenat)



Judith Dommermuth (Juvia), Roman Weidenfeller



Claudia Midolo (Modelwerk), Daniel Bamdad



Barbara Klemm, Petra Hesse (MAKK)



Madeleine Abeltshauser (Chanel), Julian Niznik (IMG Models)



Kristina Falke (Falke), Guido Boehler



Jürgen Müller (Suits), Sheila Gomez, Tessa Saueressig (.comTessa)



William Fan, Gisa Golpira, Kiki Albrecht



Nina Wulkop (Vestiaire), Stefanie Fresle (Firstliving), Lili Löwe (Lili Radu)



Eveline Sallinger (Sallinger PR), Cornelius Drabarczyk (Think Inc.)



Eva Gronbach (German Fashion Designers Federation), Sinah Stranghöner (Press Factory), Alisa Zillmann (Dr. Hauschka)



Nicole Schostak (F.A.Z.), Christian Witt (Breuninger), Nicole Mrosek (Luisa Cerano), Petra Penzinger (InCommunications)



Adelheid Rasche (GNM), Marie-Louise Berg (FCG)



Susann Arwell (Arwell Geyer PR), Shi Shang (Vice)



Vanessa Fuentes, Nada Lottermann

# ABENDS IM ATRIUM

Zum F.A.Z.-Modeempfang anlässlich der Berliner Modewoche kamen mehr als 500 Gäste. Im Hauptstadthaus dieser Zeitung sahen sie Helmut-Fricke-Bilder.

Fotos Daniel Pilar, Julia Zimmermann

# DANK E

Der Modeempfang des F.A.Z. Magazins in Berlin ist eines der gefragtesten Events zum Start ins Modedjahr. Über 500 Gäste freuten sich auch in diesem Januar wieder über Branchentalk und inspirierende Gespräche.

Diesen wundervollen Abend möglich gemacht haben auch unsere großartigen Partner, bei denen wir uns herzlich bedanken!

THE BOTANIST



Frankfurter Allgemeine **Magazin**







## MINI LIFE

Vor 60 Jahren nahm der Auto-Zwerg Fahrt auf. Nicht einmal der Brexit wird den Mini aus der Bahn werfen. *Von Holger Appel*



Die Briten mögen machen, was sie wollen. Aber den Mini müssen sie uns lassen. Der Mini ist nicht, wie oft fälschlich angenommen, nur ein Auto. Er ist die Erlaubnis zum Aufbegehren gegen die Fahrzeughierarchie, ein Ticket für die Begegnung mit gut gelaunten Mädchen oder Jungs. Mit ihm Kreise um Papas Limousine zu fahren ist der Traum vieler Jugendlicher, und Mr. Bean bringt die Welt mit ihm zum Lachen.

1959 bahnte sich unter der Marke Austin die geniale Idee ihren Weg, vier Räder in vier Ecken zu stellen und darüber vier Personen zu transportieren. Bald kamen flottere Wünsche auf, der Rennwagen-Konstrukteur John Cooper legte Hand an, die Rallye Monte Carlo wurde gewonnen. Über die Haltung am Steuer des Mini und die Zuverlässigkeit seiner Technik decken wir lieber den Mantel der Historie. Und wirtschaftlich fuhr das Unterfangen in die Sackgasse.

BMW nahm Rover und damit Mini 1994 in seine Hände. Das Schicksal des Austin Mini zögerte sich hinaus und war dennoch schon besiegelt. Das Ende des englischen Kobolds im Oktober 2000 traf alle Fans ins Herz. Als BMW ein Jahr danach den ersten Mini der neuen Generation auf-

legte, machten die Fans Freuden sprünge. Sie waren ergriffen von der Möglichkeit, wieder ein Go-Cart mit Frontantrieb zu fahren, sie lebten mit billigem Material, nachlässiger Verarbeitung und lausigen Chrysler-Motoren und zahlten dafür auch noch mehr als für andere Kleinwagen. „Is it love?“, fragte Mini. Anders ist der Verlust jeder Vernunft im Angesicht der Knuddelaugen nicht zu erklären.

Bis heute werden schlecht ablesbare Instrumente, nicht vorhandene Federung, störrische Sitzverstellung und billiges Plastik zum Premiumpreis angeboten. Und die Kundschaft greift freudig zu. Seit der Wiedergeburt 2001 wurden mehr als drei Millionen Minis ausgeliefert. Die meisten Kunden entscheiden sich für das Modell, das dem Original von 1959 am nächsten kommt – den Mini mit zwei Türen.

Nun sorgt sich BMW um seine Tochter. Auf der Insel bauen die Bayern jedes Jahr etwa 200.000 Minis und dazu 4000 Rolls-Royce-Fahrzeuge. Etwa 8000 Mitarbeiter sind damit beschäftigt. Der Mini ist längst ein globales Erfolgsmodell, mehr als zwei Drittel der britischen Konzernproduktion werden exportiert. Da wird sich der 60 Jahre alte Auto-Zwerg doch nicht von einem Brexit im Jahr 2019 aus der Bahn werfen lassen. Denn: It is love. ◀



Lebenszeichen: Sir Alec Issigonis (links oben) hat den Mini erfunden, Twiggy (rechts oben) und viele andere haben ihn geliebt.



# SMELLS FAMILIAR



## JO MALONE

Was die Savile Row für Anzüge ist, das will Jo Malone für die anspruchsvolle Nase sein: ein Parfumhaus, dessen Düfte sich ganz nach dem Geschmack des Kunden zusammenstellen lassen. Dabei sind die Parfums so konzipiert, dass sie miteinander kombiniert werden können und das Ergebnis dann mal fruchtiger, holziger oder süßer riecht – je nachdem, wie man mischt. Der neueste Zugang zum

Sortiment heißt Honeysuckle & Davana und ist dem Geißblatt gewidmet, das sich mit seinen feinen weiß-gelb-pinkfarbenen Blüten um Bäume in englischen Gärten windet. Mit der Kräuterpflanze Davana kommen grüne, holzige Noten hinzu. Sie wird seit Jahrhunderten in Indien bei Zeremonien verwendet, ihr ätherisches Öl entfaltet auf der Haut einen individuellen Duft. Genau das Richtige also, wenn man einen *signature scent* sucht, eine eigene Duftmarke.

Die Londoner Luft ist nicht überall stickig. An manchen Ecken duftet sie so süß nach Orange wie in Sevilla und so würzig nach Kräutern wie an der Küste. Denn ein wichtiges britisches Exportgut ist Parfum. Acht Beispiele.

*Von Maria Wiesner*



## ORMONDE JAYNE

Als Linda Jayne ihre eigene Parfümmarke gründete, wollte sie die „drei Elemente wahrer Eleganz“ verbinden: englisches Handwerk, französische Parfümkunst und die Sinnlichkeit des Orients. Entstanden sind Düfte, die sich wie weiche Kaschmirschals um die Trägerinnen legen. Nie zu opulent, aber erlesen und elegant. Der Duft Privé umgibt die Trägerin mit Noten von Basmatireis, Magnolien- und Jasminblüten. In der Londoner Boutique kann man sich den Duft in der gewünschten Konzentration abfüllen und die Flasche mit den eigenen Initialen personalisieren lassen. Während man darauf wartet, gibt es Champagner und Schokolade. Angenehmer geht Duftshopping kaum.



## LABORATORY PERFUMES

Als Aaron Firth 2011 Laboratory Perfumes gründete, hatte er genug von komplizierten Düften und überladenen Bouquets. Er suchte Geradlinigkeit – und fand sie in den Kräutern und Blumen der britischen Inseln. Amber etwa erinnert an eine sommerliche Wanderung entlang der

britischen Küste: Da sind die Gräser, die am Wegesrand stehen, und die Holzigen Noten der Heide. Alle Düfte des britischen Herstellers sollen sich leicht mit der Person des Trägers vereinen. Es gibt sie deshalb ausschließlich als Eau de Toilettes ohne Geschlechtszuschreibung in großen, klaren Flaschen.



## MILLER HARRIS

Foraging, also das Sammeln wilder Kräuter und Beeren, ist ein Food-Trend, dem auch der ein oder andere Londoner nachgeht. Beim Parfümhaus Miller Harris nahm man diese Bewegung als Inspiration und ließ die Parfümeure durch die Großstadt spazieren – auf der Suche nach den Pflanzen, die

sich mittlerweile zwischen Beton und Hochhäusern zu Hause fühlen. Es entstanden drei Düfte: Hidden (on the Rooftops), Lost (in the City) und Wander (through the Parks). In der Flasche verbirgt sich der Duft der wilden Ecken der Großstadt. Hidden etwa nimmt sich die Bienen zum Vorbild, deren Honig auf den Dächern der Hochhäuser entsteht. Geißblatt, Brombeerblüten und warme Pollen verwandeln sich zu einem grünen und später immer wärmeren Duft, der so lange auf der Haut nachhallt wie die Süße eines Löffels Honig am Gaumen.



## ROJA DOVE

Roja Dove kreiert nicht einfach nur Parfum, er erschafft Duftkunstwerke. „Duft ist wie ein magisches Elixier: Ein einziger, unsichtbarer Tropfen kann die Trägerin in eine Göttin verwandeln“, sagt Dove über seine Kreation Elixir, die in einem zarten roséfarbenen Flakon daherkommt, dessen Deckel wie eine goldene Krone auf der Flasche sitzt. Mairose, Heliotrop und Himbeeren ruhen auf einem warmen Bett aus Vanille, Zedernholz und Iris. Wer den Duft trägt, soll damit einen Raum zum Strahlen bringen, sagt Dove. Auf dieser zarten Wolke sollte das leichtfallen.



## GROSSMITH

John Grossmith belieferte mit seinen Duftwassern das Königshaus. 1835 gegründet, existiert das Unternehmen bis heute. Grossmith machte sich damals einen Namen mit ausgewählten Zutaten, die er aus dem südfranzösischen Ort Grasse anliefern ließ und in geschliffene Baccarat-Kristallflakons abfüllte. 1891, zu einer Zeit, als seine Konkurrenten sämtliche Parfums um einen einzelnen Blütenakkord kreisen ließen, brachte Grossmith Phul-Nana auf den Markt, einen

Duft, der an die fremden, exotischen Welten der britischen Kolonien erinnerte. Der Name ist Hindi und bedeutet „schöne Blume“. Heute ist eine neu aufgelegte Version erhältlich, die sich an die Originalformel und die natürlichen Zutaten hält. Dabei trifft Bergamotte auf Ylang-Ylang und Tonkabohnen.



## PENHALIGON'S

Als William Penhaligon in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach London kam, regierte Königin Victoria das Empire, schon der Anblick von Knöcheln galt als frivol, und wer ein Gentleman sein wollte, ging zum Barbier. Penhaligon suchte sein Glück und eröffnete eine Frisierstube an der Jermyn Street, in der Nachbarschaft der angesehenen Schneidergeschäfte. Neben dem Stutzen von Bärten bot er schon bald eigene Duftwasser an. Das Parfüm-

haus Penhaligon's gibt es bis heute. Das Flaschendesign und die Produktion im Vereinigten Königreich wurden beibehalten, und für neue Düfte schaut man gern in die alten Rezeptbücher des Gründers. Die aktuelle Kollektion entführt aufs Land, wo sich eine englische Adelsfamilie trifft. Die Düfte sind jeweils einer der fiktiven Persönlichkeiten gewidmet. Changing Constance ist zum Beispiel eine junge, unkonventionelle Frau, deren Duft den Geruch von Kardamom, Pimentblättern und gesalzenem Butterkaramell ins Zimmer weht.



## MOLTON BROWN

Königin Elisabeth II. mochte die Pflegeprodukte von Molton Brown so sehr, dass sie ihn zum Hoflieferanten machte. Seitdem versorgt die Marke den Palast nicht nur mit Seifen, Bade- und Duschpflege, sondern auch mit Düften. Orange & Bergamot ist seit mehr als 30 Jahren das Aushängeschild der Marke. Nun wurde es neu aufgelegt und leicht verändert. Im Original von den Bitterorangenbäumen an den Straßen und in den Höfen Sevillas inspiriert, konzentrierte sich die Parfümeurin Beverly Bayne diesmal auf die frischeren Zitrusnoten, ohne dabei die Langlebigkeit des ursprünglichen Dufts zu kompromittieren. Den warmen Sommerduft gibt es auch als Körperöl und Duschgel.

# „HEUTE MUSS MAN ÜBER ALLES LACHEN“



In London gibt es wohl kaum eine Frau, die besser gekleidet wäre: **Caroline Issa**, die in Montreal geboren wurde, hat ihr Stilgefühl früh erworben – in der libanesisch-iranischen Verwandtschaft des Vaters und bei den chinesisch-singapurischen Verwandten der Mutter. Die Einundvierzigjährige, die Wirtschaft studiert hat, ist Geschäftsführerin des Magazins und der Agentur „Tank“, Gründerin und Chefin der Website „Because“, Beraterin von Modefirmen und tausendfach fotografierte Street-Style-Ikone. Sie hat die kanadische und die britische Staatsbürgerschaft.

*Was essen Sie zum Frühstück?*

Ein Omelette, dazu einen English Breakfast Tea mit einem Schuss Milch. Wenn ich keinen Tee getrunken habe, kann der Tag für mich nicht beginnen. Sehr britisch, ich weiß.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*

Ich arbeite an der Great Portland Street, also an einem sehr gefährlichen Ort, weil es so viele Läden in der Nähe gibt. Gerne gehe ich in Multi-Label-Geschäfte wie Mouki Mou an der Chiltern Street. Online kaufe ich meist bei Matches.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*

Meine Tante, eine Psychologin in Kuala Lumpur, war die schickste Frau, die ich kannte. Bei ihr verbrachte ich oft die Sommerferien. 1992 schenkte sie mir zwei Helmut-Lang-Entwürfe: eine Jeans und ein Oberteil mit ausgeschnittenen Ellenbogen. Die trage ich natürlich nicht mehr, die habe ich gut verhüllt eingelagert.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*  
Vielleicht vor einer Woche. Das ist heute doch das schönste Geschenk.

*Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?*

Zuletzt „The Sellout“ („Der Verräter“) von Paul Beatty, unglaublich stark, wirklich einzigartig.

*Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?*

Wenn ich aufwache, höre ich BBC Radio 4. Ich mag Podcasts wie „Democracy Now!“ oder „The Intercept“. Im Netz lese ich nie Nachrichten. Zeitungen lese ich am Wochenende und dann eigentlich alle: „Guardian“, „Daily Telegraph“, „Observer“, „Times“.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*

Das Wetter. Schon wieder sehr britisch, oder?

*Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?*

Bei fast jedem! Ich bin eine echte Heulsuse. Zuletzt bei „Bohemian Rhapsody“, dem Film über Freddie Mercury, und bei „A Star Is Born“, dem Film mit Lady Gaga.

*Sind Sie abergläubisch?*

Nein. Ich bin sehr pragmatisch und logisch. Schwarze Katzen können mir nichts anhaben.

*Worüber können Sie lachen?*

Heute muss man einfach über alles lachen, sonst geht es einem womöglich schlecht. Das ist jetzt mein einziger Kommentar zum Brexit.

*Ihr Lieblingsvorname?*

Für Mädchen Lee Chin, das ist der Name meiner Mutter, die Chinesin ist. Für Jungs Farah, das ist mein Vater, der libanesisch-iranischer Abstammung ist.

*Machen Sie eine Mittagspause?*

Ich versuche es. Aber oft esse ich nur ein Sandwich, am Computer oder auf Reisen.

*In welchem Land würden Sie gerne leben?*

In China. Ich war im Sommer nach langer Zeit wieder dort, für zwei Wochen in Hangzhou. Die Energie, die Ambitionen, die Gegensätze und die Möglichkeiten fand ich wieder einmal sehr spannend.

*Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?*

Butter.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*

Mit. Ich gebe zu, dass unser Range Rover in der Stadt ein ziemlicher Luxus ist. Aber am Wochenende fahren wir damit oft aufs Land.

*Was ist Ihr größtes Talent?*

Ich bin eine gute Multitaskerin. Heute bin ich aus Italien zurückgekommen, habe ein Foto-Shooting gemacht, zwei Anträge geschrieben, mit der Prada-PR-Frau gegessen und mit meinem Bankberater gesprochen. Nach unserem Tee habe ich ein Treffen zu einer Fernseh-Show, die wir vielleicht für zwei Kunden produzieren könnten, und heute Abend dann noch ein Dinner.

*Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?*

Ich trage kurze Hosen im Winter. Und Socken trage ich erst, wenn es richtig, richtig kalt ist. Auch sehr britisch.

*Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?*

Mahatma Gandhi. Der gewaltfreie Protest zum Beispiel gegen die Klassengesellschaft beeindruckt mich. Das ist jemand, den wir heute brauchen, den es aber nicht gibt.

*Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?*

Meistens fünf Ringe und eine Apple-Hermès-Uhr.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*

Zwei! Meinen Freund – und Portrait of a Lady von Frederic Malle.

*Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?*

Vor zwei Jahren war ich in Iran, mit der Schwester meines Vaters. Unglaublich! Isfahan ist magisch, und die Menschen waren unglaublich freundlich.

*Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?*

Auf einem Wohltätigkeitskonzert für die Hopping Foundation im Roundhouse, unter anderem mit Patti Smith.

*Was fehlt Ihnen zum Glück?*

Dass meine Eltern nicht so weit entfernt leben. Nach Montreal sind es von London aus sieben Stunden Flug.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*

Grünen Tee.

*Aufgezeichnet von Alfons Kaiser.*



NAPALI BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE  
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRÜFFER STR. 9 DRESDEN  
STILWERK DÜSSELDORF • ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG • KAISER-  
WILHELM-STR. 9 HAMBURG • HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • BERLINER STR. 45 LEINEFELDE-WORBIS  
REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • BRÜHLSTR. 6 METZINGEN • HOHENZOLLERNSTR. 100  
MÜNCHEN • HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

**Bretz**  
TRUE CHARACTERS



DIOR